Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 140 (1972)

Heft: 48

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN ZEITUNG

Fragen der Theologie und Seelsorge
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne—Genf—Freiburg und Sitten

48/1972 Erscheint wöchentlich 30. November 140. Jahrgang Druck und Verlag: Raeber AG Luzern

Die Kirche der Schweiz als Parlament

Berichte und Eindrücke von der ersten Arbeitssitzung der Synode 72

Wir geben hier unsern Lesern einen Gesamtbericht über die erste Arbeitssitzung der Synode 72 der Schweizer Diözesen, welche vom 23.—26. November 1972 an 7 verschiedenen Orten getagt hat. Der Bericht stützt sich auf schriftliche und telefonische Berichte aus den Synodenorten und auf eigenes Miterleben.

Auf die behandelten Sachfragen gehen wir in diesem Bericht nicht ein. Sie werden in den kommenden Nummern der SKZ von entsprechenden Fachleuten einzeln besprochen.

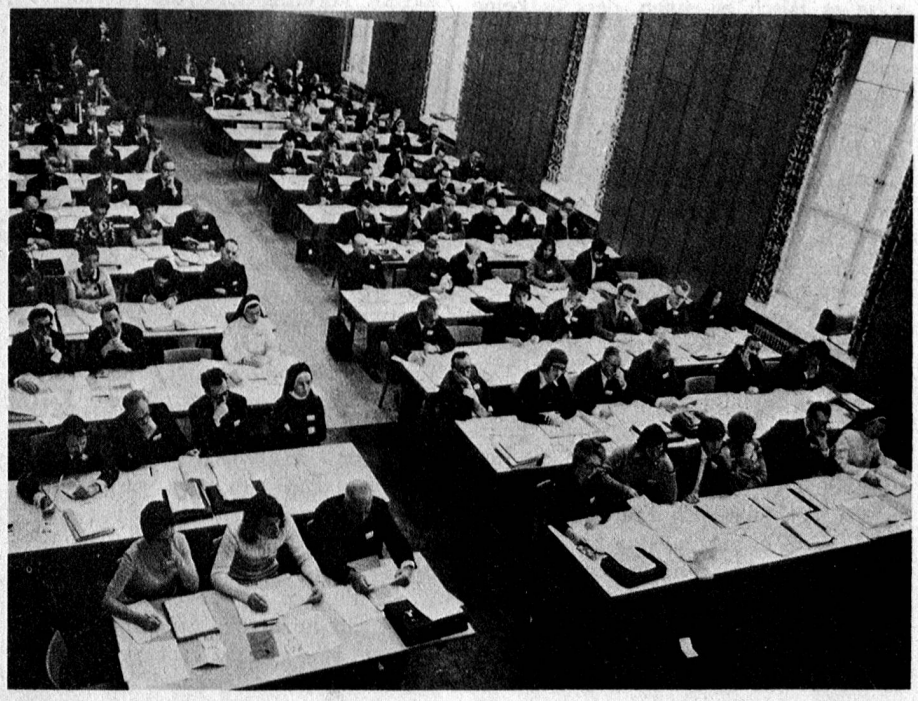
Parlament als neues Bild der Kirche

Es war ein eigenartiges Erlebnis, die Kirche einmal in der Form des Parlaments zu erleben. Die Versammlungen wollten bewusst Kirche sein, Zusammenkunft des Gottesvolkes, um auf Gott zu hören und die Gemeinschaft untereinander und mit dem Herrn der Kirche zu erleben.

Öfters wurde in den Diskussionen gerügt, dass auch in den vorgegebenen Dokumenten Kirche noch immer unter dem Blickwinkel der hierarchischen Strukturen gesehen und gemeint sei. Eben das wollte man und hat man durch die Tat widerlegt. Diese Kirche war das Gottesvolk, wohl geordnet und strukturiert, aber alles andere als nur Hierarchie.

Und diese Versammlung berief sich auch auf die Teilnahme an dem Recht, das dem Gottesvolk als Ganzem zusteht; nicht bloss hörend zu sein, sondern auch am prophetischen Amt Christi Anteil zu haben, wie «Lumen gentium» es ausspricht: «Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben, kann im Glauben nicht irren» und «hat teil am prophetischen Amt Christi» (Kirche 12).

Kam vielleicht daher die Freude, ja Begeisterung, die nach und nach in den Reihen der Teilnehmer spürbar wurde? Alles Neue begeistert, auch die Freude an einem zum ersten Mal erlebten neuen Kirchenbild.



Die Synode Chur im Saal des Hotels Marsöl. Foto Vonow, Chur

Aus dem Inhalt:

Die Kirche der Schweiz als Parlament

Die Synode — ein Lernprozess

Jugend von heute — Glaube von morgen

Das Universitätsopfer als Tat der Solidarität und ausgleichenden Gerechtigkeit

Enthusiasmus

Amtlicher Teil

Die Kirche als Parlament erlebte selbstverständlich alle Vor- und Nachteile eines demokratischen Parlamentes. Zunächst den Vorteil der Gleichberechtigung aller. Er blieb nicht nur im Formellen stecken, sondern wurde auch innerlich ernst genommen. Man ging aufeinander ein, nahm jeden Votanten und sein Anliegen ernst. Ja man versuchte ehrlich, auch auf den «Schwachen» Rücksicht zu nehmen, der in seiner Reifung des Glaubens vielleicht noch auf einer andern Stufe stehen geblieben war. So wurde die demokratische Einrichtung zu einer christlichen. Anderseits erlebte man auch die ganze Betriebsamkeit eines Parlamentes. Man musste lernen, was es auf sich hat, mit dem Sinn einer ersten und zweiten Lesung eines Dokumentes, wie mit Anträgen, Eventualanträgen, Rückkommensanträgen, Ordnunganträgen und Wahlen umzugehen ist. Man erfuhr, wie entscheidend wichtig eine gute Führung ist, wie in diesem Betrieb die «enfants terribles» mit ihren ewigen Formfragen und wie die Reden zum Fenster hinaus zu ertragen sind und wie ermüdend eine solche ganze Prozedur sein kann. Dass auch die Grösse des Parlamentes eine Rolle spielt ist leicht zu erkennen am Unterschied etwa der Synode des Bistums Basel mit ihren über 200 Synodalen und der kleinsten von St-Maurice mit ihren 40 Mitgliedern.

Überall aber war der Eindruck der gleiche: Schon nach einem Tag der Einübung hatte man sich an diese Form der Kirche gewöhnt und tat mit.

Das überbefrachtete Schiff

Ausser vielleicht in St-Maurice, wo man der kleineren Zahl der Votanten wegen schneller vorankam, war die Überzeugung ganz allgemein: Wir haben das Schiff überladen. Die vier Vorlagen — eigentlich waren es fünf — waren zu viel. Um so mehr als fast überall noch Wahlen und bistumseigene Verhandlungsgegenstände viel Zeit beanspruchten.

Zeichen für diese Überbefrachtung war, dass in allen deutschschweizerischen Synoden je am Samstagabend eine 2—3 Stunden dauernde Abendsitzung eingeschaltet wurde. So gross war das Verantwortungsbewusstsein der Synodalen und der Synodenleitung. Und trotzdem ist man eigentlich nur in St-Maurice, in Chur und St. Gallen mit den vorgesehenen Traktanden einigermassen fertig geworden. Auch da nur einigermassen, denn man überging ganze Seiten, kürzte die Redezeit, beendete zeitig die Rednerliste. Manchmal wurde vom Präsidium her so stark forciert, dass da und dort ein Unbehagen entstand. Es wäre noch so viel zu sagen gewesen, und man vertröstete sich und andere auf eine zweite Lesung.

Die Synodenleitung wird sich also vor schweren Entscheidungen sehen. Lässt sich das Programm der Schweizer Synode 72 durchhalten? Muss man nicht ganze Themen von der Traktandenliste absetzen, wenn die Synode vor 1980 fertig werden und nicht in eine Alltäglichkeit abgleiten, in Übermüdung und Uninteressiertheit enden soll? Dazu kommt, dass eben das Gefühl, mit der Arbeit nicht fertig zu sein, auf die gesamte Stimmung drücken kann. Die Synode in Bern hat bereits Beschluss gefasst, an der nächsten Arbeitssitzung nur zwei neue Vorlagen auf die Traktandenliste zu nehmen.

Schlechtes Wetter draussen

«Im Süden sonnig» meldete der Wetterbericht. Die übrigen Synoden aber hatten vom Wetter her gesehen einen schlechten Start. In Bern kamen mehrere Synodalen mit Verspätung an. Überschwemmungen auf der Anfahrt hatten ihren Fahrplan gestört. Der Saal, in dem die Basler Synode in Bern tagte, war freilich unter der Erde und lebte nur von künstlichem Licht und einer perfekten Klimaanlage. Aber auch die anderswo Tagenden erlebten nur Regen und Sturm vor den Fenstern. Dann ging der Regen gar in Schneetreiben über, in Kälte und Eis auf den Strassen. Man konnte froh sein, wenn man am Abend und Morgen nicht hin- und herzureisen hatte.

Doch am letzten Tag wurde es besser. Strahlende Sonne zeigte die Tagungsorte von ihrer hellen und schönen Seite.

Heiteres Wetter drinnen

Gewitterstimmung wurde von keiner einzigen Synode gemeldet. Nicht einmal von einer spannungsgeladenen Atmosphäre darf im Ernst die Rede sein. Dennoch wäre es falsch zu sagen, dass es keine Spannungen gegeben hätte. Sie mussten sein, waren doch die Unterschiede der Tagenden gewaltig. Junge und Alte, Ordensleute und Weltleute, Stadt- und Landvertreter, Diaspora und Stammlande, Klerus und Laien, Akademiker und solche mit kleinerem Schulsack waren beisammen. Vor allem aber dachte männiglich, es würde ein Duell geben zwischen Konservativen und Progressiven.

Dennoch meldeten alle Synoden, dass eigentliche Polarisierungen ausblieben. Man nahm einander ernst, trug die verschiedenen Meinungen vor, aber niemand beleidigte und niemand liess sich beleidigen. Blitz und Donner blieben aus, und über allen vorüberziehenden Wolkenfeldern schien eigentlich eine milde Sonne. Man spürte, es ging allen um ihre eigene, liebe Kirche. Das ging so weit, dass in Chur ein gewiss kritischer Synodale unter grossem Beifall erklärte: «Seit meiner Primiz vor 31 Jahren habe ich nie mehr so viel Freude an meiner Kirche gehabt wie in diesen vier Tagen.»

Den Stier bei den Hörnern packen oder das Pferd beim Schwanz aufzäumen

Im parlamentarischen Stil nennt man das Eintretensdebatte, wenn zunächst eine Vorlage als ganze angepackt werden soll. Die allererste Eintretensdebatte war, mit der löblichen Ausnahme der Tessiner Synode, fast in allen Diözesen ausserordentlich lang und auch langwierig. Das lag nicht nur an der Sache, sondern auch am Einübungsprozess, den die Synoden durchmachen mussten.

Einer Versuchung sind überall zahlreiche Synodalen erlegen. Sie hatten das Herz voll von Anliegen und brannten darauf, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit loszuschiessen. Kaum dass ein Stichwort gefallen war, z. B. Kirche, brachte man alles vor, was man von irgendeinem Ding in der Kirche schon lange hatte sagen wollen. Immer wieder mussten dann Synodalen sich belehren lassen, dass der angeschnittene Punkt bei einer andern Vorlage ausgiebig zur Sprache kommen würde und dass man sich bis dahin gedulden möchte. Die Ungeduld war erklärlich, aber sie hemmte den Fortgang der Arbeit. Würde man sich auf die Thematik streng begrenzen, so könnten in einer Sitzung mehr Dinge erledigt werden. Vielfach aber liegt es auch an den Vorlagen selbst, dass sie es nicht unterlassen, Themen zu streifen, die eigentlich einer andern Sachkommission zugeteilt wären.

Da und dort wurden Anträge gestellt, man solle «das Pferd am Schwanz aufzäumen», d. h. mit den Vorlagen hinten anfangen bei den praktischen Auswirkungen und die theoretischen Grundlagen beiseite lassen. In Freiburg wurde unter diesem Vorwand sogar die Abstimmung über Eintreten verschoben und die Detailberatung vorweggenommen. Sicher ein Verstoss gegen die parlamentarischen Regeln, aber schliesslich ist das nur eine frei gewählte Form der Synode, nicht Pflicht.

Auch noch in einem andern Sinn wurden an mehr als einem Ort die Synoden gemahnt, nicht nur auf die Schwierigkeiten vor sich, sondern auch auf das bereits Getane zu schauen, also rückwärts. Man möge nicht immer nur die Grenzen der Kirche sehen und die Not im Glauben, wir dürften auch Freude an der Kirche haben und unseres Glaubens uns rühmen, auch wenn er ein Wagnis ist und nicht als Geborgenheit in einer warmen Stube uns umfängt. War nicht das Erlebnis, so viele verschiedene, aber ehrlich im Glauben und in der Kirche engagierte Menschen um sich zu haben, für jeden, der dabei sein durfte, eine Stärkung im Glauben und ein Zeugnis, das tiefen Eindruck hinterliess? Oft konnte man am Ende der Synode spontan solche Aussagen hören.

Zwischen Applaus und Pfeifkonzert

Nein, es gab keine Pfeifkonzerte, in keiner der 7 Synodenversammlungen. Aber es gab den Applaus, längeren und kürzeren. Und darin kam die Stimmung der Teilnehmer zum Ausdruck. Freilich, die Warnung vor einer kollektivistischen Beeinflussung darf nicht überhört werden. Auch Synodalen sind Menschen und lassen sich vom Kollektiv beeindrucken. Das ist auch von den Abstimmungen zu sagen. Da es, ausser bei den Wahlen, lauter offene Abstimmungen gab, war es dem «Schwachen» nicht ohne weiteres gegeben, zu seiner Überzeugung zu stehen, wenn einmal der Trend einer vorherrschenden stärkeren Mehrheit erkennbar geworden war. Da noch mehrere Arbeitssitzungen bevorstehen und man sich dann noch besser gegenseitig persönlich kennen wird, müsste doch überlegt werden, ob nicht die schriftliche Abstimmung einzuführen sei. Wie soll man aber dann mit der Zeitnot zurecht kommen?

In einer Synode wurde umsonst der Antrag eingebracht, der Applaus sei zu unterlassen. Bloss die Walliser einigten sich auf so viel Disziplin und verzichteten auf diese Art Kundgebung des Wohlgefallens für die einzelnen Votanten.

Übrigens stellen alle Synoden übereinstimmend fest, dass es überall zwar harte Red und Gegenred gab, dass aber nirgends das Mass überschritten und nirgends irgend jemand persönlich angegriffen wurde. Die Sachlichkeit der Argumente lag durchaus im Vordergrund.

Zwischen Dissertation und Biertischgespräch

Fast in allen Synoden kam dann und wann die Klage auf, der vorliegende Text sei zu hoch, zu fachtheologisch. Man habe die Adressaten, das einfache Gottesvolk, vergessen. Die Sprache müsse zügiger sein. Oder auch, man bleibe zu lange im Theoretischen stecken und komme zu spät und zu wenig zu den konkreten Vorschlägen und Anliegen. Die Forderung nach dem «Konkreten» wurde zum Teil bis zum Überdruss repetiert, was u. a. in Chur Hanno Helbling zu einem Spottwort darüber veranlasste. Auf der andern Seite stellte man mit Genugtuung fest, dass die Diskussion überall sich auf einem guten Niveau bewegte. Allzu simplifizierende Voten kamen im allgemeinen schlecht an, indes klärende und klare Aussagen der anwesenden Fachtheologen durchaus dankbares Gehör fanden. Man darf also sagen, dass zwischen der Sprache der Hochschule und dem Biertisch durchaus die Mitte gefunden wurde.

Am meisten Eindruck machten stets jene Voten, hinter denen das existentielle Zeugnis eines Lebens stand: so wenn der Arzt sich zum Schwangerschaftsabbruch äusserte, wenn ein Ehemann den guten Weg durch die voreheliche Zeit wies, eine Frau ihre im Glauben bewältigte Ehekrise bekannte, ein anderer Ehemann von einer ebenso gut bewältigten Mischehe sprach, wenn ein Spezialseelsorger von der Not der ihm anvertrauten Homosexuellen berichtete oder eine Heimleiterin von den durch sie betreuten, an der Meisterung der Sexualität gescheiterten Mädchen sprach.

Dieses konkrete, in die kirchliche Diskussion eingebrachte Leben gab den Dingen den nötigen Ernst und überzeugte mehr als Worte und bedrucktes Papier.

«— da bin ich mitten unter ihnen»

Die Synoden waren sich bewusst: Kirche ist nicht ohne ihren Herrn und der Herr nicht ohne die Kirche. Sie versicherten sich je neu Seiner Gegenwart in den Gottesdiensten. Die Gestaltung derselben war von Ort zu Ort sehr verschieden. Wo die Gelegenheit einer nahen Kirche es ermöglichte, wie in Chur und Sitten, hielt man täglich eine Eucharistiefeier. Meist stand derselben der Bischof selber vor in Konzelebration mit mehr oder weniger zahlreichen Priestern. Oder man hielt einen Wortgottesdienst im Versammlungsraum. Die Homilien waren durchwegs sorgfältig vorbereitet und trafen willige Ohren und Herzen. In Chur löste am Samstag der Abt von Einsiedeln sinnvoll den Bischof des Ortes im Vorsteheramt der Eucharistie ab. Das Thema «Maria, Urbild der Kirche» war durch den Tag und den Titel der Kathedrale gegeben. Für manche wurde der lateinische Choral, der dabei gesungen wurde, zum Erlebnis und erinnerte an einst. Die Bussfeier am gleichen Samstagabend im Saale wurde ganz und gar nicht als Überlastung empfunden, viel eher als eine Art Höhepunkt in der Selbstfindung der Synode als Kirche.

Babel ward zu Pfingsten

Ob es ein anderes Land gibt vom kleinen Ausmass der Schweiz, in dem bis auf zwei Bistümer alle mit der Zwei- oder sogar Dreisprachigkeit des Bistums sich abzumühen haben? Die Frage stand da: Wie würde sich das auf die Synoden auswirken? Dazu kommt, dass überall die mit Recht vertretenen ausländischen Mitchristen mit in das Geschehen hineingenommen werden mussten.

Man wird es zugeben müssen: im grossen ganzen wurde das Problem klaglos gelöst. In Bern und Sitten gab es Anlagen für die Simultanübersetzungen, an den andern Orten wurde, wo es nötig war, die Übersetzung eines anderssprachigen Votums sogleich vorgenommen.

Dabei ist nicht zu leugnen, dass diese Mehrsprachigkeit doch auch eine Belastung der Zuhörer bedeutete und zur Übermüdung das ihrige beitrug. Doch im Blick auf die notwendige Gemeinschaft nahm man das gerne auf sich.

An der Synode gehört

Die Synode — ein Lernprozess

Aus diesem Grund wird die Synode ein Lebensvorgang und ein Lernprozess sein. Wir werden auf alle jene Gegebenheiten, Merkmale und inneren Gesetze zu achten haben, die mit dem menschlichen Leben und mit dem Leben jeder Gemeinschaft, also auch der Kirche, gegeben sind. Wir werden bereit sein müssen, aus den Erfahrungen zu lernen, um es immer besser zu machen. Deshalb werden wir auch nicht zu rasch entmutigt oder enttäuscht sein, wenn nicht alles sofort gelingen wird, wenn der Weg manchmal mühsam und schwer sein wird. Wir hoffen, dass auch die Öffentlichkeit, die unsere Arbeit kritisch begleiten wird, für diesen Lernprozess Verständnis zeigen wird. Wir haben keine Wahl, wir müssen den begonnenen Weg antreten und ihn in guter Freundschaft miteinander gehen.

Bischof Johannes Vonderach
in der Eröffnungsansprache

Das Problem besteht wohl nicht so sehr nur in der Sprache als vielmehr darin, dass mit der Sprache auch die Mentalität eine andere ist und damit oft auch die Probleme anders gelagert sind. Es besteht das, was man im Zusammenhang mit der ökumenischen Grundhaltung der Gläubigen in den einzelnen Gegenden mit dem Wort «Phasenverschiebung» bezeichnet hat. Was dem Schweizer jetzt schon ein brennendes Problem ist — wie etwa die Mischehe —, ist es noch nicht in dem Masse für den zugewanderten Italiener oder Spanier.

Übrigens zeitigt die Sprachverwirrung auch ungewollten Humor. In Chur betete ein konzelebrierender Spanierseelsorger, der sicherlich den deutschen Text des Kanons zum ersten Mal vor sich hatte, statt von «der lieben Gottesmutter Maria» etwas von «der lieben Grossmutter Maria». Er wurde deshalb vor kein theologisches Gericht gezogen.

An der Leitung hat es nicht gefehlt

Wo immer man sich über die Organisation dieser Arbeitssitzung erkundigte, erhielt man das gleiche Lob: An der Leitung der Synode fehlt es wirklich nicht. Dabei war man sich klar, dass zahlreiche Vorarbeiten und Begleitarbeiten hinter der Bühne getan sein mussten, wenn die Synode funktionieren sollte. Das Präsidi-

Das Präsidium der Synode in Chur. Foto Vonow, Chur

um erhielt denn auch den verdienten Beifall, und Synodalen und Bischöfe wussten ihm überall reichlich Dank.

Es ist selbstverständlich, dass auch die Organisatoren noch zu lernen hatten und sich jetzt Gedanken machen, ob nicht das eine und andere noch besser funktionieren könnte. Dass nicht jeder Verhandlungsleiter schon in der ersten halben Stunde das Geschick eines Nationalratspräsidenten hat, war allen klar. Und es ist nicht selbstverständlich, dass in Bellinzona eine Ordensschwester für ihre Verhandlungsleitung gleich auf Anhieb das Prädikat summa cum laude erhielt. Wenn die Verhandlungsleiter oft zur Eile drängten und Marathon-Abstimmungen durchführten, so war das nicht ihre Schuld. Sie waren schliesslich nur Angestellte eines nun einmal überladenen Programms und mussten daraus retten, was zu retten war.

Die hörende Kirche

Für dieses Mal waren die Bischöfe an den meisten Orten hörende Kirche. In Bern, Chur und Bellinzona griffen die Bischöfe praktisch überhaupt nie in das Geschehen ein. An andern Orten wurden sie mehr denn einmal direkt interpelliert und um die Meinung befragt.

Diese Haltung der Bischöfe bei der ersten Lesung war sicher richtig. Der Sinn der Synode war es ja, nun einmal die Basis des Gottesvolkes zum Reden zu bringen. Das geschah dann ausgiebig.

Alle Bischöfe äusserten sich am Schluss dankbar und zufrieden. Sie dankten nicht bloss dem Präsidium für die Leitung der Verhandlungen, sondern auch allen Synodalen, die sich offen und frei geäussert hatten, auch wenn die Kritik am Lehramt und an der Hierarchie durchaus nicht immer zimperlich ausgefallen war.

Es sieht nicht so aus, als ob die Synoden der einzelnen Bistümer leicht zu einer einheitlichen Schweizer Synode mit gemeinsamen Empfehlungen und Beschlüssen zusammenwachsen werden. Damit wird auch die Schweizerische Bischofskonferenz weniger stark ins Spiel kommen; vielmehr wird jeder einzelne Bischof zu seiner eigenen Synode Stellung nehmen müssen.

Den Zeigefinger auf Rom

Es war nicht anders zu erwarten gewesen, als dass oft und oft mit dem Zeigefinger auf die römische Kirchenleitung gewiesen würde.

Bei manchen war es ein deutliches Unbehagen an Rom, das zum Ausdruck kam. In den meisten Fällen aber wollte man gar nicht in Emotionen machen und äusserte einfach ernste sachliche Anliegen: eine andere, dem Leben und der Tradition besser angepasste Ehegesetzgebung, ein mehr dialogisches Verfahren beim Umgang mit Professoren der Theologie — das waren die in verschiedenen Formen und an verschiedenen Orten geforderten Punkte, auf die man den Finger legte.

Die Allergie gegen alles, was von Rom kommt, ist nicht eine erst heutige Krankheit. Man kann nicht sagen, dass eine der Synoden ihr verfallen sei. Es gab durchaus auch den Zeigefinger, der auf Rom als Hort der Glaubensstütze und der Einheit zeigte. So wenn ein Synodale tschechischer Herkunft darlegte, wie das Papsttum für die schweigende Kirche in der Verfolgung eine gewaltige Kraft bedeute und den Willen zum Durchhalten stärke.

Vom Churer Schiller zum Dôle

Die Synodalen waren ausserordentlich fleissig. Wer hätte wohl schon ein Parlament (oder auch ein Konzil) erlebt, das stets mit 95- und mehrprozentiger Anwesenheit seiner Mitglieder aufwarten konnte. So aber war es an den Synoden der Schweizer Bistümer. Dabei ist zu bedenken, dass die wenigeren Mitglieder an das «Sitzungsleben» gewohnt sind, sondern vielfach — wie etwa die zahlreichen Hausfrauen — an ständige Bewegung gewöhnt sind. So kamen manchen die langen Sitzungen recht hart vor. — «Ein einziger der Synodalen schlief», meldet ein Berichterstatter. Vielleicht war es nach einem Mittagessen, das ihm mehr als daheim geschmeckt hatte.

Eigentlich ist es erstaunlich, dass die gesellschaftlichen Zusammenkünfte innerhalb der Synoden eher einen bescheidenen Platz einnahmen. Es blieb dazu einfach keine Zeit.

Ein weniges ist doch geschehen: Chur berichtet von einem gelungenen Empfang im bischöflichen Haus, wo der Gastgeber, Bischof Johannes, seine Gäste mit dem eigenen Wein willkommen hiess und von einem weitern gelungenen Empfang beim Stadtpräsidenten auf dem Rathaus. Bern berichtet von einem Empfang beim Regierungsrat (wobei später die dortige Rede von Regierungsrat Moser im «Parlament» der Kritik nicht ganz entging). Freiburg meldet eine sehr gut gelungene Soirée récréative, bei dem sicher der nahe welsche Wein auch einen Teil zum Gelingen beitrug.

Der Schweizer bleibt Föderalist

Nach der guten gemeinsamen Arbeit in den interdiözesanen Sachkommissionen, welche die verschiedenen Vorlagen ausarbeiten und von denen die meisten noch am Werke sind, hätte man vielleicht erwarten dürfen, die Synoden würden gerne die Möglichkeit benützen, die «heissen Eisen» an eine schweizerische Synode abzutreten und sich so von der letzten Verantwortung zu entlasten.

Dem war ganz und gar nicht so. Mit Ausnahme von St. Gallen haben die übrigen Diözesen gar keine Kompetenzen an eine schweizerische Synode zur Entscheidung abgetreten. Man fürchtete, das mühsam Erarbeitete würde dort wieder ausgeebnet und das Ringen wäre umsonst gewesen.

Man war aber nicht dagegen, dass Ausgleichssitzungen stattfinden sollten. An diese werden keine Entscheidungskompetenzen abgetreten. Wird dort ein gemeinsamer Text gefunden, so kommt er zur Entscheidung wieder an die einzelne Diözese bzw. deren Synode zurück.

Man begreift das Anliegen. Anderseits wäre es schade, wenn das einen Rückschritt bedeuten sollte auf dem Weg zum Wer-

den einer Schweizer Kirche. Verlangt man mehr Gewicht für eine Schweizerische Bischofskonferenz, so darf auch die Basis der Gemeinsamkeit sich nicht verschliessen. Vieles kann doch nur gemeinsam beschlossen und ausgeführt werden, sollen wir nicht zu viele bistumseigene Sonderzüge bekommen mit Barrieren an den Bistumsgrenzen.

Daneben wollen wir uns aber auch an der Schweizer Vielfalt durchaus freuen und vergnügen, auch innerhalb der Kirche hat sie ihre Berechtigung. Die Verhältnisse und die Mentalitäten sind nun einmal verschieden. Einige Beispiele:

Basel will keine Pastorale Ehekommission, sondern zieht regionale Beraterstellen vor.

In Lugano hat man keine Sorgen mit der Frage der Interkommunion.

In Sitten sieht man nicht plastisch, wie eine ökumenische Trauung aussehen soll. Ist es zu verwundern, wenn in den Synoden gewisse Nuancen auch im Ton sozusagen bistumseigen gewürzt sind?

Im Tessin war die absolut vorherrschende Tonart auf Sereno — heiter gestimmt.

In Freiburg rühmt man vor allem die «bonmots», die geistreichen und witzigen Einfälle, die die Verhandlungen auflockerten.

In St. Gallen war der alemannische Ton nicht etwa rauh, aber doch etwas härter. Ob die Mischung mit dem Appenzellischen Witz noch besser sein sollte?

Im Wallis zeigte sich innerkirchlich eine seltsame Verschiebung zwischen welsch und deutsch. Die Unterwalliser gaben sich ausgesprochen «hierarchie-treuer», während die Oberwalliser den neueren Problemen mehr geöffnet waren. Jemand meinte: die Welschen seien im Denken konservativer und im Handeln liberaler und die Oberwalliser umgekehrt. Aber das wäre simplifiziert und kann höchstens als im Trend richtig gelten.

Das Rennen auf getrennten Fahrbahnen

Die Synode 72 war von Anfang an in ihrer Organisation ein Risiko. Man war sich einig geworden, die Vorbereitung gesamtschweizerisch zu machen. Das hatte grosse Vorteile und diente nicht bloss der Synode selbst, sondern auch einem langsamen Bewusstseinsprozess auf dem Weg zu einer Art Kirche der Schweiz. Dann aber sollten die je getrennten Synoden kommen, je mit gleichem Programm. Dann würde man sich wieder zusammensetzen und aus den 6 bzw. 7 Resultaten ein einziges machen.

Schon die erste Session hat zu diesem Programm Fragezeichen gesetzt. Nur Chur und St. Gallen und St-Maurice sind mit dem Programm durchgekommen. Die andern sind auf der parallelen Fahrbahn zurückgeblieben.

Dazu kommt, dass Chur und Bellinzona ausgeschert sind bei der Vorlage «Kirche als Gemeinschaft» und sich ganz über den Text der Vorlage hinweggesetzt haben. Aber auch an den andern Orten wurden die Vorlagen stark verändert. Wie soll nun das Rennen zu Ende geführt werden? Darüber wird sich die Koordinationskommission Köpfe zerbrechen. Es wird aber niemandem einfallen, den Zurückgebliebenen Vorwürfe zu machen. Das lag an der Anlage der Fahrbahn.

Ungeborene Bischöfe und ein noch nicht geweihter Weihbischof

Das Traktandum «Neue Bistumseinteilung in der Schweiz» hatte im vorhinein ziemlich viel Presse gemacht. Von Basler Synodalen her waren die andern Synoden eingeladen worden, sich damit unverzüglich zu beschäftigen. Die heisse Suppe wurde indes nicht so schnell gegessen. Man liess sich Zeit und gab — vor allem in Bern, wo die Initianten mit dabei waren — zu bedenken, dass man bei einer Neueinteilung sehr darauf bedacht sein müsste, nicht bei Aufgabe der bisherigen Ordnung auch die bisherigen spärlichen Rechte der Bischofswahl noch zu verlieren. Das Argument leuchtete ein; denn Mitbestimmung wird heute gross geschrieben.

Das gleiche Argument spielte auch eine nicht geringe Rolle bei der Frage: Weihbischof mit Sitz in Zürich oder nicht, eine Frage, die die Churer Diözese beschäftigte und die dort nicht ohne Spannung diskutiert wurde. Man liess sich belehren, dass Weihbischofsernennungen ganz Sache des Papstes auf Vorschlag des Bischofs seien. Andere Argumente dafür und dagegen könnte man beinahe in die paradoxen Fragen fassen: Warum nicht ein Weihbischof, es wird ja damit nichts geändert? und: Warum denn ein Weihbischof, wenn damit nichts geändert wird? Ob der Eindruck nicht richtig ist: ein Hochspielen der Sache oder gar Emotionen von hüben oder drüben nützen weder der Sache viel noch dem Bistum. Videant Consules! Sicher ist, dass der Bischof das zurzeit repräsentativste Gremium des Gottesvolkes der Diözese Chur, eben die Synode, informieren musste. Und es war für die Information sichtlich dankbar.

Die Demonstration fand trotzdem statt

Demonstrationen seien im Statut nicht vorgesehen, so wurden die Synodalen belehrt. Sie wurden aber dazu mehr als einmal aufgefordert.

In Chur verlangte man eine Deklaration in Richtung «Neues Volk», «Timor Domini» usw. In Bern wurde in ähnlicher Weise zum Fenster hinaus geredet gegen Gruppen, die für sich allein die Rechtgläubigkeit beanspruchen, in Wil erhob man geradezu die Forderung nach einem neuen Glaubenskonzil.

In praktisch allen Synoden traten die Vertreter der Ausländer auf und wünschten eine öffentliche Erklärung gegen jene schweizerischen Gesetze, die den ausländischen Saisonnier dazu verurteilen, viele Monate und gar Jahre von Frau und Kindern getrennt in einem unfreiwilligen Zölibat zu leben. Ja man wollte auch schon gleich eine Vorausverurteilung der 3. Schwarzenbachinitiative durch die Synoden. Mit manchen Formulierungen sich gleich zu identifizieren, dafür fühlten sich die Synodalen überfordert. Dagegen schlug überall eine warme Welle der Sympathie für die gerechten Forderungen den Ausländern entgegen. Ob sie zu Beschlüssen oder Forderungen geformt wurden, praktisch kam es doch auf eine einmütige Demonstration hinaus, für die Rechte einer Minderheit, die selber kein Stimmrecht bei uns besitzt und sich deshalb nicht wehren kann, obwohl sie Steuern bezahlt. Es bleibt nur zu hoffen, dass den Worten irgendwelche Taten folgen. Das stünde der Schweizer Kirche gut an, hat doch die Schweiz im Konzert der Völker auf diesem Gebiet keinen besonders guten Ruf.

Katholiken zu mehr Christlichkeit gemahnt

Mit Christlichkeit meinen wir hier: auf Jesus Christus und sein Evangelium bezogener Glaube.

In Chur war das auffallend, wie die Theologen mahnten, die Wirklichkeit des auferstandenen und jetzt lebenden Jesus von Nazareth doch ja beim Reden und Denken über die Kirche und den Glauben nicht zu übersehen.

Es machte auch Eindruck, wie ein Arzt die Fragen über die Sexualität auf Christus zurückverwiesen haben wollte.

Anderwärts aber war es geradezu auffallend, dass Vertreter der andern christlichen Konfessionen die katholischen Synodalen auf Christus und das Evangelium und auf die letzten Werte verwiesen.

In Bern war es Professor von Allmen und der Metropolit Damaschinos Papandreou, die an den kritischen Punkten auf den horizontalen Bezug zu Christus zu reden kamen, so in der Diskussion um den kirchlichen Zölibat und um die Kirche. In Freiburg war es Mgr. Emilianos, der in seiner Schilderung östlicher Ehelehre und Praxis sich auf Christus und die Heilige Schrift berief.

In Chur warnten Vertreter der reformierten Kirche vor dem Allheil demokratischer Strukturen in der Kirche und bekannten, dass ihre Kirche den Wert der Meditation vermehrt erkenne.

Überall zeigten sich die eingeladenen Vertreter der andern Kirchen sehr dankbar für das an der Synode Gehörte und lobten die Offenheit und Echtheit des Dialogs.

Karl Schuler

Jugend von heute — Glaube von morgen

Zur religiösen Situation der Jugendlichen zwischen 16 und 20 Jahren

Die *Arbeitsgemeinschaft katholischer Religionslehrer an schweizerischen Mittelschulen* und das *Katechetische Institut Luzern* hatten zur 13. Arbeitstagung auf den 11./12. November 1972 ins Bildungszentrum Einsiedeln eingeladen. Zum Thema «Die Jugend von heute und der Glaube von morgen» sprach vor 90 Teilnehmern Dr. *Roman Bleistein* SJ (1928), Lehrbeauftragter an der Hochschule für Philosophie in München. Der Referent — bekannt als Autor zahlreicher jugend- und religionssoziologischer Publikationen — versuchte in vier Vorträgen ein sehr differenziertes Bild zu entwerfen, und zwar auf Grund umfassender Analysen aus den drei Synodenumfragen (1970/71) in Deutschland. — Nach der Begrüssung durch Rektor Dr. Hans *Krömler* SMB (Immensee), Obmann der Arbeitsgemeinschaft, diente das Gespräch in kleinen Gruppen der Kontaktnahme und der Sensibilisierung für die Problematik der Tagung.

Roman Bleistein sprach dann vorerst, statistisch sehr detailliert, über die Ergebnisse neuerer empirischer Untersuchungen zum Problemkreis: Jugend — Glaube — Kirche. Er referierte vor allem die Umfrageergebnisse über das Verhalten und die Meinungen der Jugendlichen (16- bis 20jährige). Die Ausführungen für das Verhalten zwischen Individualismus und sozialem Engagement, zwischen Selbständigkeit und Konformismus, schliesslich zwischen Kirchlichkeit und Entfremdung von der Kirche führte zu interessanten und in mancher Hinsicht überraschenden Ergebnissen. Jugendliche neigen einerseits im Spirituellen einem Individualismus zu, offenbaren andererseits in ihren Interessen, Nöten und Aufgaben ein grosses soziales Engagement, hinter dem die überkommenen Erwartungen an Predigt, Priester und Kirche weitgehend verschwinden. Auf die Frage nach den Sorgen, die sie und die Menschen in ihrem Umkreis beschäftigen, antworten — wie die 16- bis 20jährigen — auch die Erwachsenen an erster Stelle mit: Friede und Krieg, dann: Hunger in der Welt, und als dritte Sorge wird der Generationenkonflikt genannt. Als wichtigste Aufgabe der Kirche sehen die Jugendlichen: erstens Staatsmänner zur Gerechtigkeit auffordern, weiter: soziale Gerechtigkeit bringen, drittens: seelische Not lindern. Bei ihnen rangiert deutlich das soziale Anliegen in diesem Fall vor dem «persönlichen». Dieses soziale Engagement der Kirche muss sich in den Stellungnahmen zur Reform der Gesellschaftsordnung äussern, meinen doch 50 % aller befragten Jugendlichen, dass es eine bessere Gesellschaftsordnung gibt als die gegenwärtige.

Die von Bleistein dargelegten Zahlenverhältnisse zeigen bei der Jugend ein grosses soziales Empfinden, dokumentieren ihren Willen zum Engagement und eine realistische Einschätzung der sozialen Wirklichkeit wie Möglichkeit — dies eigentlich im Kontrast zum Meinungsbild, welches die «Öffentlichkeit» von der Jugend besitzt. Dass sich sehr viele Jugendliche kein Urteil zutrauen (fast 20 %), und dass nur etwas mehr als ein Drittel von ihnen der Meinung ist, der Einsatz für eine bessere Welt lohne sich, mag manchen recht nachdenklich stimmen. Geringgeschätzt werden die traditionellen Zielvorstellungen der Kirche wie z. B. «persönliches Heil» oder «die Anleitung zum Guten». In diesen Daten deutet sich ein Trend zur Polarisierung an, welcher einen Übergang vom Heilsindividualismus des letzten Jahrhunderts zu einer mehr «sozialen» Frömmigkeit des 20. Jahrhunderts kennzeichnet. — Eine weitere typische Spannung zeigt sich in der deutlichen Selbständigkeit der Jugendlichen im Urteil und in ihren Lebensvollzügen, die allerdings im letzten doch wieder in den traditionellen Vorstellungen verwurzelt sind. Aufschlussreiche, sehr differenzierte Angaben machte der Referent über das Verhalten Jugendlicher zwischen Kirchlichkeit und Entfremdung von der Kirche.

Dem Versuch, ein entwicklungspsychologisches Porträt des Jugendlichen zu entwerfen, folgte Bleistein im zweiten Referat. Ausgehend von den Hauptproblemen der Identitätskrise, wie Ablösungsprozess, Rollenunsicherheit, Umbruch in der weltanschaulichen Orientierung, beschrieb Bleistein ausgezeichnet den sogenannten «Kult der Jugendlichkeit»: Ideologie des Hedonismus, antiautoritäre Attitüden, gelenkter Protest gegen Glaube und Kirche. — Im dritten Vortrag zog der Referent einige Konsequenzen aus der allgemeinen Jugendsituation für eine zeitgemässe christliche Erziehung. Ausführlich und sehr kompetent umriss er kritisch drei Thesen: 1. der junge Mensch stellt radikal die Frage nach dem Sinn; er ist für transzendentale Sinngebung offen; 2. nach dem Aktivitätsbruch in der religiösen Praxis findet der junge Mensch wieder den Glauben an Jesus Christus, den er aus der Summe von Glaubenswahrheiten auswählt. In der dritten These behauptete Bleistein, dass sich ein kleiner Teil innerhalb der Kirche engagiert und die Kirche als «Dienerin der Menschen» anerkennt. Für diese Gruppe sollte die Kirche folgende Charakterzüge haben: der Glaube muss in ihr erfahrbar sein (Gemeinde!), sie ist immer nur «im Entwurf», sie muss sich als die *eine* Kirche bezeugen, ihr Einsatz gilt dem *armen* Menschen, sie muss zu einer besseren Welt beitragen können.

Von grosser, auch praktischer Bedeutung waren die Ausführungen über eine Mystagogie (Einführung) in den Glauben, über die Problematik von heute möglicher Gotteserfahrung, welche die Erlebnisfähigkeit wesentlich zur Voraussetzung hat. Auf Grund soziologischer Ergebnisse und psychologischer Einsichten beschrieb Bleistein schliesslich Modelle zur Förderung dieser Erlebnisfähigkeit, welche den Glauben in der Tiefe des Menschen zu integrieren vermag. — Aus den Diskussionen wurde die Spannung des Tagungsthemas immer wieder deutlich spürbar: die Glaubenssituation des Jugendlichen und die Kritik am Verhalten der Kirche, ihr Wert und ihre Wirksamkeit auf die Fragen junger Menschen.

Peter Bachmann

Das Universitätsopfer als Tat der Solidarität und ausgleichenden Gerechtigkeit

Zum Kirchenopfer für die Universität Freiburg am ersten Adventssonntag

In Dutzenden von Hirtenschreiben haben unsere Schweizer Bischöfe immer wieder und unter allen Blickfeldern die Notwendigkeit des Kirchenopfers für die Universität des Kantons Freiburg hervorgehoben und unterstrichen. Es dürfte schwierig sein, noch wirklich Neues und Gewichtiges zu diesem Thema beizutragen. Die gemeinsamen bischöflichen Hirtenschreiben verdienen wiedergelesen und überdacht zu werden. Kritisch eingestellte Geister werden einige Punkte finden, die ihre Gültigkeit verloren haben oder nie eine solche besassen. Das darf uns aber nicht den hohen positiven Gehalt dieser Hirtenschreiben übersehen lassen. Ihre Wirksamkeit lässt sich klar unter Beweis stellen. Durch Jahrzehnte hindurch wurde das Sammelergebnis von Jahr zu Jahr grösser. Wenn der Zuwachs in allerletzter Zeit an Intensität verlor, so hat das verschiedene Gründe, die zum Teil sogar positiver Natur sind. Die Freiburger Universität war sehr aktiv um für die Kantone vermehrte Bundeshilfe an die

Hochschulen zu erkämpfen. So glaubte mancher, dass aufgrund des reichen Millionensegens aus Bern er in seiner persönlichen Leistung zurückkrebsen dürfe. Und die Universität hatte auch zur Entwicklung und wirtschaftlichen Erstarkung von Stadt und Kanton Freiburg beigetragen, so dass es schien, die schwere Finanzlast der Universität sei tragbarer geworden. Und schliesslich hatten sich so viele neue bischöfliche Sammlungen aufgrund des universellen Hilfswillens der Kirche eingebürgert, dass eine leicht negative gegenseitige Beeinflussung kaum zu vermeiden war, mag diese auch nur dann in Erscheinung treten, wenn man den Geldentwertungsfaktor voll mitberücksichtigt. Schliesslich werden die Katholiken der Schweiz, die heute die Mehrheit des Volkes bilden, zu so vielen nicht-konfessionellen Sammelleistungen herangezogen, dass die relative Stagnation beim Universitätsopfer leicht zu erklären ist.

Das Fastenopfer der Schweizer Katholiken ist nicht nur zur grössten Sammelaktion unseres Landes geworden, es wird auch immer mehr zum Träger der hoffnungsvollsten Versuche und der wirksamsten Ausrichtungen im schweizerischen Katholizismus. 1972 hatte es zum Gegenstand der Betrachtungen und Diskussionen während der Fastenzeit die «brüderliche Solidarität» erkoren, und für 1973 ist die «Gerechtigkeit» als Thema ausgewählt worden. Die kleine Schrift «40 Tage Gotteswort» wird auf echt ökumenischer Basis Hunderttausenden eine vorzügliche Auswahl biblischer Texte und moderner Kommentare zugänglich machen. Es soll nun der Versuch unternommen werden, unter dem Blickfeld sowohl der Solidarität wie der Gerechtigkeit das Universitätsopfer für Freiburg in aller Kürze und bewusst hingenommener Lückenhaftigkeit zu überdenken sowohl in apologetischer als auch in kritischer Hinsicht.

Das Universitätsopfer – eine Tat der Solidarität

«Einer für alle und alle für einen.» Stand die Universität im direkten oder indirekten Dienst aller? Was will das heissen und war das wirklich der Fall? Im Sommersemester 1897 befanden sich die vier Fakultäten in Betrieb mit rund 300 immatrikulierten Studenten. Im Wintersemester 1938/39 zählte Freiburg 959 Wissensbeflissene. Heute ist die Zahl von 3300 überschritten, Studenten nicht nur aus Freiburg und der Schweiz, sondern aus allen Erdteilen, die — vergessen wir es nie — nicht nur empfangen, sondern auch geben, und zwar in mehr als einer Hinsicht. In den ersten hundert Semestern zählte Freiburg bereits 12873 Studenten, d.h. eine verhältnismässig bescheidene Zahl, die sich seither konstant erhöht hat, nicht zuletzt durch immer grosszügiger gewährte Stipendien. Die Universität war somit direkt für eine mengenmässig sehr bescheidene Elite da, sowohl von In- wie Ausländern. Wie konnte man da von Solidarität sprechen? Die an ihr ausgebildeten Akademiker hatten aber als Juristen, Wirtschaftler und Politiker, als Weltpriester und als Ordensleute, als Lehrer und Bildner der öffentlichen Meinung, als Naturwissenschaftler und Ärzte eine nicht zu unterschätzende Ausstrahlung. Eine Reihe von Bundesräten ging aus den Kreisen der früheren Schüler der Universität hervor. Hatten diese nicht, ähnlich wie die Gesetzgeber (National- und Ständeräte), die Bundesrichter und Mitglieder der kantonalen Regierung eine Ausstrahlung auf Landes- oder zum mindesten Kantonsebene? Bis zu einem gewissen Grade gilt das auch für die Lehrkräfte und Erzieher, für die Träger der Massenmedien und Kulturschaffenden. Kurzum, mag die Zahl der direkten Empfänger beschränkt sein, so ist jene der indirekten Empfänger geradezu eindrucksvoll. Durch ihre Studenten war die Universität Freiburg wirklich für sehr viele in der Schweiz, nicht nur für die Katholiken, sondern für sehr viele Nicht-Katholiken, eine Gebende.

Damit erschöpft sich aber ihre Bedeutung noch nicht. Keine Universität ist bloss Unterrichts- und Erziehungsanstalt, sondern immer auch Forschungsstätte. Nach grober Annäherungsschätzung dürfte die Zahl der Publikationen ihres Lehr- und Forschungskörpers seit der Gründung hunderttausend überschreiten. Besonders an der Naturwissenschaftlichen Fakultät wurden einige nicht unwichtige Entdeckungen gemacht, in der Theologischen manche bedeutende Synthesen verwirklicht, in der Philosophisch-historischen emsige Einzelforschungen betrieben und manche Standardwerke veröffentlicht, in der Juristischen unentbehrliche Kommentare herausgegeben. Auch hier ist eine echte Ausstrahlung in die Breite bis in alle Volksschichten hinein festzustellen. So dürfte der erste Teil des Solidaritätsprogrammes: «Eine, wenn auch nicht für alle, so doch für sehr viele» weitgehend verwirklicht worden sein, wenn auch nicht immer auf vollkommene, so doch auf befriedigende Weise. Niemand wird behaupten, dass die Universität des Kantons Freiburg nur Spitzenleistungen gesetzt und alles ohne Fehler und Tadel gemacht habe, dass nicht in Unterricht, Erziehung und Forschung ein beträchtlicher, variabler Abstand vom Ideal und seiner Verwirklichung vorlag. Aber die Kritik darf die positiven Leistungen nicht unterschätzen.

Stand diesem Nehmen auch ein Geben gegenüber? Das darf wohl bejaht werden. Eine Universität braucht gut vorbereitete Schüler und qualifizierte Lehrer und Forscher. Sowohl das Ausland wie eine stattliche Zahl schweizerischer Kantone stellten Freiburg geeignete Lehr- und Forschungskräfte zur Verfügung, ebenso gut wie Aus- und Inland eine wachsende Zahl von Studierenden ihr anvertrauten. Im Rahmen der allgemeinen Diskussion über die Hochschulen haben wir seit mehr als 25 Jahren immer wieder betont, dass die Studenten nicht nur hohe Kosten verursachen, sondern auch etwas einbringen, dass sie ein gewichtiges Element der Wirtschaftsblüte einer Stadt sind. Das gleiche trifft auch für den Lehrkörper, Mittelbau und den Unterbau zu, ebenso für die Bau-, Einrichtungs- und Unterhaltsaufwendungen aller Art. Es wäre lückenhaft, nur den materiellen Aspekt dieser Frage zu sehen: Studenten und noch mehr Professoren bringen gleichsfalls ein geistiges Krongut mit, sie heben das intellektuelle Niveau einer Stadt, sie regen zu Fortschritt an, sie tragen zur Allgemeinbildung bei, sie schaffen Beziehungen zu anderen Teilen des Landes und zum Ausland. Diese Imponderabilien sind allerdings schwer zu bestimmen und lassen sich in die heute zur Mode gewordene mathematische Erfassung aller Realitäten kaum integrieren. Eine Gegenleistung des Auslandes und der übrigen Landesteile war also vorhanden. Im Laufe ihrer Entwicklung nahm der schweizerische Anteil sowohl am Lehrkörper wie an der Studentenschaft zu.

So dürfte die Frage gestellt werden, ob nicht eine spezifische Leistung der katholischen Schweiz an die christlich eingestellte Universität Freiburg berechtigt sei, ob ein Universitätsopfer, von den Bischöfen angeordnet, nicht einer echten Solidarität entspreche? Die Oberhirten unseres Landes bejahten das, und ihr Ja-Wort trug erfreuliche Früchte, die man wiederum nicht ausschliesslich in dem kumulativen materiellen Ertrag des Universitätssonntages sehen darf. Die Universitätsbauten wurden dadurch und durch den Hochschulverein mächtig gefördert, die Gehaltsverbesserungen für den Lehrkörper erleichtert, die sozialen Institutionen stark ausgebaut, die Forschungs- und Publikationstätigkeit angeregt. Es war das ein vorbildlicher Versuch der Förderung einer Hochschule, der gegenwärtig auf rein weltlichem Gebiet Schule gemacht hat (Bundesförderung der Hochschulen), eine wirkliche und wirksame Tat der Solidarität, die wohltuend von dem allzu häufigen blossen Gerede über Solidarität absticht.

Das Universitätsopfer – ein Werk der Gerechtigkeit

Auch hier ist es nur möglich auf einige Tatsachen hinzuweisen und einige Ge-

danken vorzulegen. Eingezwängt zwischen zwei grossen und reichen reformierten Kantonen, war Freiburg arm und schwach und Opfer zahlreicher Ungerechtigkeiten, besonders seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Der unglücklich ausgegangene Sonderbundskrieg hat eine Reihe neuer Ungerechtigkeiten geschaffen und den Kanton in seiner ohnehin mühevollen Entwicklung beträchtlich zurückgeworfen. Die durch Georges Python gegründete Universität war gleichsam das Kernstück und die Krönung einer kraftvollen und planmässigen Reaktion gegen unhaltbar gewordene Zustände. Sie zwang Freiburg auf den Weg der Neuerungen und des beschleunigten Fortschrittes. Man darf die Gründung der Freiburger Hochschule nicht aus dem Gesamtrahmen der grossen Erneuerungs- und Entwicklungsbewegung herausreissen, die sich im Kanton vollzog, angefangen von der einschneidenden Erneuerung der Volksschule, der Gründung eines Lehrerseminars, der Errichtung eines Mädchengymnasiums, der Organisation einer höheren Handelsschule für Mädchen mit Maturität, dem Aufbau eines Technikums, einer Hebammen- und Krankenpflegerinnenschule usw.

Es gibt auch eine interkantonale wie interregionale Gerechtigkeit, gegen die damals schwer gesündigt worden war. Die Universität erschien als ein notwendiger Hebel zur Befreiung Freiburgs von Armut und Ungerechtigkeit, genau wie heute eine Universität Luzern eine regionale Notwendigkeit ist und die Hemmung oder Erschwerung ihrer Entstehung kaum mit der sozialen Gerechtigkeit in Einklang gebracht werden kann. Die konfessionellen Gegensätze waren in der Gründungszeit noch viel ausgeprägter. Freiburg konnte nicht darauf hoffen, den erforderlichen Lehrkörper in der Schweiz zu rekrutieren. Die Zahl der katholischen Akademiker war recht bescheiden. Die katholische Schweiz besass zwar eine Reihe vorzüglicher Kollegien, deren Schüler sich zu einem gar nicht so geringen Hundertsatz dem geistlichen Stand zuwandten. Man wollte auch den bestehenden Universitäten nicht ihre katholischen Schüler abjagen. Und so stand anfangs das Bestreben im Vordergrund, aus Freiburg eine Art internationale Universität zu machen, mit möglichst vielen Studenten aus dem Auslande. Die reichen und grossen Kantone vermochten ihren Universitäten sehr beträchtliche Finanzmittel zur Verfügung zu stellen. Die Freiburger Hochschule durfte in ihrer äusseren Ausstattung und in ihrem Ausbau nicht allzu sehr zurückbleiben. Da der Kanton ohnehin die höchsten Steuern hatte, waren Grenzen einer weiteren Aufwandssteigerung gesetzt.

Durch die Einführung eines von den Bischöfen verfügten Opfers übernahm das katholische Schweizervolk einen Teil der Entwicklungslasten der Universität Freiburg als Gegenleistung für die Ausbildung von Studenten aus allen Kantonen, deren Mehrheit immerhin katholisch war. Der Kanton Freiburg selbst wies einen Überschuss an Akademikern auf, die hernach in allen möglichen Kantonen und auch beim Bund sowie in recht verschiedenen Wirtschaftszweigen zum Einsatz kamen, nicht zuletzt zum Nutzen der ganzen Schweiz und der aufnehmenden Kantone. In mancher Hinsicht bedeutete das einen finanziellen Aderlass: ein in Freiburg ausgebildeter Chemiker kam bei der Ciba in Basel an. Er zahlte dort Steuern, er belebte durch die Ausgaben für sich und seine Familie das dortige Wirtschaftsleben. Das in seine Ausbildung investierte freiburgische Kapital blieb für den Kanton und die Gemeinde ohne Ertrag. Das Universitätsopfer der Schweizer Oberhirten erschien als ein Werk der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und es ist heute noch ein solches, trotz der Bundesmilliarde für die Hochschulen. Wenn auch nicht alle, so sind doch eine stattliche Zahl von Bundesleistungen an die Bedingung einer hälftigen Eigenleistung geknüpft. Reiche Kantone können sie spielend erbringen, ausgesprochen finanzschwache dagegen nicht. Da das Universitätsopfer Freiburg hilft — jedoch nur in allzu bescheidenem Ausmass diese Hälfte zu erbringen — korrigiert es auch eine Ungerechtigkeit bei der Verteilung der Bundeshilfe. Zwar werden die finanzschwachen Kantone irgendwie begünstigt, doch nicht in dem Masse, welches erforderlich wäre, um eine Gleichheit der Belastung zu erreichen.

Freiburg, im sechsten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts kaum vorstellbar zurückgeblieben, hat mächtig aufgeholt, wobei die Universität eine entscheidende Rolle spielte. Es darf aber nicht stillestehen. Das bischöfliche Universitätsopfer gehört in den Rahmen der Solidarität und der ausgleichenden Gerechtigkeit. Es ist zu einer Tradition geworden, die keineswegs aufzugeben oder abzubauen, sondern im Masse des Möglichen und gemäss der Ordnung der Dringlichkeiten auszubauen ist, wobei das katholische Schweizervolk erwartet, dass sich Freiburg jener Sendung bewusst bleibe, die ihm die Bischöfe in so vielen Hirtenschreiben durch Jahrzehnte hindurch zuerkannten. Und deswegen bedarf es mehr als bloss materieller Hilfe. Eine Alma Mater muss viel mehr und etwas ganz anderes als eine auf immer höhere Rekordzahlen zusteuernde Diplomfabrik sein. Sonst müsste man mit Illich die Frage stellen, ob die Abschaffung der heutigen Schulformen nicht einen Fortschritt für die Menschheit darstellen würde.

Edgar Schorer

Enthusiasmus

Bemerkungen zur Jahresversammlung der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft in Bern

Im Zunfthaus zu Schmieden in Bern hielt die Schweizerische Theologische Gesellschaft am 17./18. November 1972 ihre achte Jahresversammlung ab. Bekanntlich ist das Ziel dieser Gesellschaft ein vom ökumenischen Geist getragener Zusammenschluss von Theologen der verschiedenen in der Schweiz ansässigen christlichen Konfessionen. Die Jahresversammlungen dienen jeweils der Erledigung der üblichen Geschäfte und dem interkonfessionellen theologischen Gedankenaustausch.

Unter Vorsitz des derzeitigen Präsidenten, Prof. Dr. Alois Müller, Freiburg i. Ue., wurde heuer einstimmig die Ehrenmitgliedschaft an Dr. Otto Karrer, Luzern, einen der Initianten der Schweiz. Theol. Gesellschaft, verliehen. Dr. Karrer ist das erste Ehrenmitglied der Theol. Gesellschaft.

Thematisch stand die Jahresversammlung unter dem Titel «Enthusiasmus». Dr. Carl-A. Keller, Lausanne, referierte darüber vom phänomenologisch-religionsvergleichenden Blickpunkt aus. Prof. Dr. Karl Rahner, München, legte Überlegungen der systematischen Theologie dazu. Ein Film: Die katholische Pfingstbewegung in den USA, beleuchtete die heutigen Formen des Enthusiasmus. Herr Peder Hojen, Studiensekretär, Genf, berichtete am Schluss der Tagung über Stand und neueste Entwicklungen der Theologie in Dänemark und im übrigen Skandinavien.

Das Thema Enthusiasmus besitzt heute eine besondere Brisanz. Enthusiastische, ekstatische Gruppen, die man aus der biblischen und ausserbiblischen Religionsgeschichte reichlich kennt, spielen heute wieder eine grosse Rolle, ohne dass die traditionellen christlichen Konfessionen inzwischen eindeutige Beurteilungskategorien für diese Gruppen (Jesus People, Pfingstler usw.) gefunden haben.

Prof. *Carl-A. Keller* gab einen Überblick über Erscheinungsformen des Enthusiasmus im indisch-altorientalisch-biblischen Raum der Spätantike mit entsprechenden Ausblicken auf unsere Zeit. Er definierte den Enthusiasmus als Inbesitznahme des Persönlichkeitszentrums durch eine übermenschliche Macht. Solche Inbesitznahme zeichnet sich durch verschiedenartige Wirkungen aus: Verlust der Bewusstseinskontrolle und bewusstes Erleben der übermenschlichen Macht. Vom schamanistischen Erleben unterscheidet sich das enthusiastische durch seine Passivität. Der Schamane macht sich die Geisterwelt dienstbar, während der enthusiastisch Besessene ihr ausgeliefert ist. Von blosser Besessenheit sprechen wir, wenn die Inbesitznahme durch einen untergeordneten, funktionell beschränkten «Geist» erfolgt. Sie wird oft von einer menschenfeindlichen Macht erzwungen, oft aber auch als heilsam empfunden (etwa um Offenbarungen oder Heilung von Krankheiten zu erhalten).

In der Bibel spielt enthusiastisches Erleben eine grosse Rolle. Das Alte Testament zeigt die Tendenz, alle Besessenheits- und Enthusiasmus-Phänomene dem Geist Jahwes zuzuschreiben. Im Neuen Testament wird dagegen unterschieden zwischen Besessenheit durch einen Dämon und dem enthusiastischen Erleben des Heiligen Geistes. Phänomenologisch gesehen, besteht zwischen dem biblischen und nichtbiblischen Formen enthusiastischen Erlebens kein Unterschied.

In der Diskussion wurde der von Prof. Keller gegebene Überblick einerseits als hochwertig beurteilt. Anderseits wurde aber auch die Kritik laut, der Referent habe zu viele Phänomene unter den Begriff Enthusiasmus subsummiert und habe auch die neutestamentliche Tendenz, die Christusnachfrage als Ernüchterung (vom Enthusiasmus) zu sehen, zu sehr im Hintergrund belassen.

Karl Rahner legte in bemerkenswerter Frische und Klarheit dar, wie frühere und heutige enthusiastische Bewegungen theologisch eingeordnet und beurteilt werden könnten. Seine Hauptausgangspunkte waren der Gnadenbegriff, die transzendentale Gerichtetheit des Menschen und das Problem der Erfahrbarkeit des sich offenbarenden Gottes. Gnade ist nach Rahner die Radikalisierung der Transzendentalität des Menschen, die Ermöglichung des Ankommens dieser geistigen Bewegung bei Gott selbst. Kein kritisch denkender Mensch von heute kann annehmen, dass heute die in Erweckungsbewegungen vorkommenden enthusiastischen Phänomene (Zungenreden, Weissagungen usw.) ohne weiteres transzendente Erfahrungen sind. Die Enthusiasmen sind vielmehr zunächst als Ausdruck und Ausbruch naturaler menschlicher Möglichkeiten zu sehen. Sie bringen uns aber die Transzendentalität der menschlichen Erfahrung deutlicher zum Bewusstsein, als uns dies die traditionelle und alltägliche Frömmigkeitsgeschichte und -erfahrung zu demonstrieren vermag. Enthusiasmus ist in etwa eine popularisierte Mystik, die auch viele Möglichkeiten der Verwirrung und Depravation in sich birgt.

Man kann die These Rahners bejahen, dass Enthusiasmus zwar nicht notwendigerweise religiös-gnadenhaft ist, dass der Mensch durch ihn aber mit der gnadenhaften Verwiesenheit seiner Tranzendentalität konfrontiert wird. So gesehen ist mit dem Enthusiasmus immer, mindestens indirekt, eine gnadenhafte Wirklichkeit gegeben.

Hier stellt sich nun die Frage nach der Beurteilbarkeit des Enthusiasmus. 1. Wenn der Enthusiasmus so etwas wie eine vulgäre Mystik (Mystik als Glaubenserfahrung in Einsamkeit, Dunkelkeit und Tod) ist, dann ist er einer Kritik nach innenweltlich-profanen Prinzipien (psychologischen, parapsychologischen) zu unterstellen, ohne dass man ihn dabei a priori als nichtreligiös, nichtgnadenhaft betrachtet. 2. Die enthusiastischen Phänomene sind fast immer mehrdeutig. Der Parapsychologe kann z. B. hinter einem erregten Sündenbekenntnis eine unaufgearbeitete menschliche Vergangenheit entdecken. 3. Der kategorische Inhalt enthusiastischer Erlebnisse ist für die Beurteilung nicht gleichgültig. Wenn der Inhalt der Erlebnisse einigermassen objektivierbar ist, hat er mehr Chancen, echt zu sein. Allerdings ist dogmatisch Einwandfreies noch lange keine Charismatik. 4. Man muss die Frage stellen, wie das enthusiastische Erlebnis im Hinblick auf die kirchliche Gemeinschaft geprüft werden kann. Hier ist die «Gabe der Unterscheidung der Geister» von grosser Wichtigkeit.

Die Diskutanten nahmen besonders zu diesen letzten Ausführungen Bezug: Man könne doch nicht einfach die Enthusiasten gleichsam auf die Anklagebank schieben und die kirchliche Autorität auf den Richterstuhl. Die Geschichte habe gezeigt, z. B. im Falle der franziskanischen Bewegung, dass die Enthusiasten in grossem Masse kirchenerneuernd gewirkt hätten. Rahner liess dies voll gelten, meinte aber, man solle bedenken, wie schwierig es sei, im Gefüge der Dialektik zwischen Erweckungsgruppen und den gewöhnlichen Gemeinden einigermassen weise zu urteilen. Gelegentlich könne man sich auf das Prinzip des Gamaliel (vgl. Apg 5,34—39) verlassen; die Enthusiasten gewähren zu lassen, bis Gott selbst diese rechtfertige oder untergehen lasse. Bisweilen sei die Situation auch ähnlich wie im alttestamentlichen Jona-Buch. Der Erweckungsprediger Jona sei dort frustriert worden, weil sich das sündige Ninive entgegen seiner Drohpredigt bekehrt habe. Jedenfalls dürfe man nicht passiv bleiben, wenn wirklich religiöse Gemeindewerte in akuter Gefahr seien. Die ekklesiale Fruchtbarkeit müsse ein Anliegen aller sein.

Alles in allem war es eine ausserordentlich fruchtbare Begegnung zwischen Fachleuten verschiedener konfessioneller Richtungen und Disziplinen. Wie ein Teilnehmer aber richtig bemerkte, hätte man die Chance, dass Karl Rahner da war und profund redete, mehr auch für die Publizität ausnützen können. Im Sinne des Geistes der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft ist Publizität ja auch Verkündigung. *Clemens Thoma*

Hinweise

Hilfen für den Zwischengesang

18. Serie zum Werkbuch des KGB ist erschienen

Auf den kommenden Advent, den Beginn des Lesejahres B, erscheint die *18. (= zweitletzte) Serie zum Werkbuch des KGB* (Kirchengesangbuch). Sie befasst sich mit dem Zwischengesang in der Messe, also einem Element, das, nach Jahrhunderte währender Versteinerung, in unserer Liturgie wieder zum Leben erweckt werden soll. Nr. 36 der neuen Ordnung der Eucharistiefeier bezeichnet den Responsorialpsalm (Graduale) als «integrierenden Bestandteil des Wortgottesdienstes». Da es sich um den ältesten Gesang in der Messe handelt, anderseits die römische Messe nur an dieser Stelle einen Psalm oder längeren Psalmausschnitt bietet, wird sofort deutlich, welches Gewicht diesem Stück zukommt. Seine Bedeutung ist weithin noch nicht wahrgenommen worden.

Freilich stehen der Wiederbelebung des Zwischengesanges erhebliche Hindernisse im Weg. Einmal erhebt sich das ganze Problem der Verchristlichung der Psalmen. Die Liturgiepastoral ist aufgerufen, dem christlichen Volk ein wenigstens rudimentäres Verständnis für das Beten der alttestamentlichen Lieder und Gesänge zu vermitteln; denn eh und je galt der Psalter in der Kirche als das Liederbuch schlechthin. Solange die Gottesdienstreform diese Aufgabe nicht entschieden in Angriff nimmt, sieht sie an einem wichtigen Anliegen vorbei. Eine andere Schwierigkeit liegt darin, den Gläubigen den Stellenwert des Responsorialpsalmes zu erläutern. Die meisten verstehen nicht, warum gerade hier, nach den Lesungen, ein alttestamentlicher (und nicht irgend ein moderner) Text erklingen soll. Die Funktion dieses Elementes: Interiorisierung und Meditation des ver-

nommenen Wortes, Antwort der Gemeinde auf die verkündeten Grosstaten Gottes in Lob und Dank, und zwar mittels des Gotteswortes selber: all das müsste den Mitfeiernden aufgegangen sein, um den Zwischengesang mit einer gewissen Begeisterung auszuführen, anstatt ihn mühsam über sich ergehen zu lassen. Der (selbständige) Ritus des Responsorialpsalmes erfüllt in der Wortliturgie eine ähnliche Aufgabe wie das Sanctus im eucharistischen Teil; er verleiht der Liturgia verbi eine doxologische Note. Hält man sich dies vor Augen, erhellt es sofort die Dringlichkeit einer befriedigenden deutschen Psalmodie.

Hier kann nun das Werkbuch eine kostbare Hilfe leisten. Der neue Faszikel enthält nämlich eine beachtliche Zusammenstellung von singbaren Leitversen und Psalmstrophen, die sich im KGB finden und auf die beiden Lesungen (AT und Apostel) aller Sonn- und Festtage der drei Lesejahre abgestimmt sind. Das im KGB vorhandene Material eignet sich vorzüglich dazu. Wer die Anregungen befolgt, wird mit der Zeit für seine Gemeinde über eine schöne Zahl von Kernsätzen verfügen, die sowohl für einfache Verhältnisse wie für anspruchsvollere Anlässe ihren Dienst tun. Die verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten (gesungen, gesprochen, gemischt) und Ersatzformen werden voraufgehend dargelegt. Das Hauptanliegen dieser Blätter beruht darin, dass man dem Zwischengesang mehr und mehr einen sachgerechten Vollzug angedeihen lässt. Seine dialogische Struktur soll zum Tragen kommen. Greifen wir ein Beispiel heraus; zum ersten Adventssonntag Lesejahr B wird als Zwischengesang 1 (also nach der ersten Lesung) angeboten: Kehrvers «Schau herab, starker Gott», KGB 19, und Psalm 79 Strophen I und II, KGB 20; als Zwischengesang 2 (nach der zweiten Lesung): Kehrvers «Komm, Herr, und säume nicht», KGB 13, und Lobgesang des Jeremias Strophen II und III, KGB 16. Übrigens führt auch das Direktorium für alle Diözesen 1973 die Nummern der beiden Zwischengesänge auf — eine willkommene Neuerung für den Praktiker. In Serie 18 figurieren erst die Vorschläge für die Jahre A und B; C folgt im nächsten Frühling, in der letzten Auslieferung, die überdies noch ein Stichwort- und Verwendungsregister für die Lieder (nebst andern Beiträgen) bringt. Es ist zu hoffen, dass der neue Faszikel des Werkbuches dem Responsorialpsalm etwas von seiner früheren Bedeutung und seinem einstigen Glanz zurückzugeben vermag. Vielleicht gelingt es dadurch — und das wäre wohl die schönste Anerkennung der Mühen der Verfasser —, die schon von Luther tief beklagte Psalmenvergessenheit der Gemeinden abzubauen. Er halte dafür, schreibt der Reformator, «dass kein feiner Exempelbuch oder Legenden der Heiligen auf Erden kommen sei oder kommen möge, denn der Psalter ist ... Ein jeglicher, in welcherlei Sachen er ist, Psalmen und Worte drinnen findet, die sich auf seine Sachen reimen und ihm so eben sind, als wären sie allein um seinen Willen also gesetzt, dass er sie auch selbst nicht besser setzen oder finden kann.» *Jakob Baumgartner*

Berichte

Laienhelfer wollen sich überflüssig machen

Die schweizerischen katholischen Laien- und Entwicklungshelfer-Organisationen «Interteam», «Solidarietà Terzo Mondo» und «Frères sans frontières» haben auf Grund der bisherigen Erfahrungen eine Grundsatzerklärung für die weitere Tätigkeit ausgearbeitet.

Darin wird festgehalten, dass sich der Einsatz von Freiwilligen in eine klare und umfassende Planung integrieren lassen muss. Diese hat den Prioritäten der Gesamtpastoral einerseits und den staatlichen Entwicklungsplänen anderseits zu entsprechen. Der Einsatz muss die Gesamtentwicklung einer Region als Ziel im Hintergrund haben und den Einheimischen ermöglichen, sich selbst zu helfen. Sie sollen schliesslich jeder von aussen kommenden Hilfe entbehren können. Endziel jedes Freiwilligen ist: sich überflüssig machen. Deshalb muss man sich vor einem Einsatz fragen, ob im betreffenden Gebiet die Rekrutierung, Aus- und Weiterbildung einheimischer Mitarbeiter und Kader ernsthaft angestrebt wird. Geht es um die Ablösung eines Freiwilligen, soll man sich fragen, ob nicht ein Einheimischer diese Aufgabe übernehmen kann. Der Freiwillige muss Zeit und Mittel zur Verfügung haben, um fähige Einheimische auszubilden, welche Verantwortung übernehmen und ihn ersetzen können.

Grundsätzlich sollten die Freiwilligen nur in Gruppen arbeiten. In einem Gebiet sollen mehrere Gruppen so eingesetzt werden, dass sie sich regelmässig treffen können. Die Freiwilligen sind bestrebt, ein dynamisches Team zu bilden und sollen deshalb durch uneingeschränkte Information über die kirchlichen Organisationen, mit denen sie zusammenarbeiten, und das Einsatzland auf dem laufenden gehalten werden. Sie wollen sich besonders um soziale Gerechtigkeit und Menschenwürde bemühen.

Der Freiwillige erfüllt eine Aufgabe, die seinen Fähigkeiten und seiner beruflichen Vorbildung entspricht. Er sollte vor allem zum Ausbildner von einheimischen Ausbildnern werden, und deshalb darf man ihn nicht für Aufträge einsetzen, für die er nicht vorbereitet ist.

Die Freiwilligen wollen eng mit der Mission zusammenarbeiten, sie müssen aber Lebensbedingungen eingeräumt erhalten, die ihnen ihre Selbständigkeit, den Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung in ausgedehntem Masse und den Kontakt mit den Behörden ermöglichen. Neben der eigentlichen Berufsarbeit setzt sich der Freiwillige auch für die «Entwicklung von unten» ein, z. B. durch Hygiene-Erziehung, Frauenbildung, Familienbesuche, Arbeit in den Jugendorganisationen.

Die Freiwilligen sind durch ihre Ausbildung auf das Gemeinschaftsleben vorbereitet und erwarten deshalb die Beteiligung an der Missionsgemeinschaft, für die sie arbeiten, und die Mitsprachemöglichkeit im Rahmen ihrer Kompetenzen. Geistliche Berater sollen den Freiwilligen helfen, die Verbindung zwischen Leben und Glauben herzustellen und die religiöse Praxis aus persönlicher Verantwortung herauswachsen zu lassen. Die Freiwilligen treffen sich regelmässig in Gruppen, um ihr Leben zu besprechen (Revision de vie) und sollten auch die Möglichkeit zu Besinnungstagen und zu Gruppengottesdiensten in der Muttersprache haben. Die Ökumene ist ihnen vordringliches Anliegen, das sie nach Möglichkeit auch im Einsatz verfolgen.

Walter Heim

Vom Herrn abberufen

P. Nikolaus Bühlmann OSB, Einsiedeln

Ganz unerwartet überraschte der Tod am 19. September 1972 unsern Mitbruder. P. Nikolaus Bühlmann weilte als Vertreter von P. Statthalter in Pfäffikon. Als er nach dem Mittagessen zum Bahnhof ging, um eine Zeitung zu kaufen, brach er plötzlich zusammen. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.

Der Heimgegangene wurde am 3. Dezember 1896 zu Oberrüti im Oberfreiamt geboren und am 5. Dezember auf den Namen Johann Baptist getauft. Seine Eltern stammten aus Hohenrain im luzernischen Seetal und bewirtschafteten in Oberrüti ein kleines Landgütchen. Johann war der Älteste unter seinen sechs Geschwistern. Kaplan Rüttimann von Sins brachte ihm die ersten Lateinkenntnisse bei. So vorbereitet, konnte er im Herbst 1913 in die dritte Gymnasialklasse an der Stiftsschule Einsiedeln eintreten. Die Eltern hatten ihm die Wahl zwischen Sarnen, Engelberg, Schwyz und Einsiedeln gelassen. Über seinen Entscheid für Einsiedeln schrieb er später: «Noch jetzt ist es mir ein Rätsel, wie ich mehr gestossen und getragen als durch Kampf oder Verdienst zu diesem Glück gekommen bin.» Immer stärker meldeten sich bei ihm die Klostergedanken. Sie hielten auch während der Rekrutenschule und des Militärdienstes an. Im Herbst 1919 trat Johann Bühlmann in das Noviziat der Benediktiner in Einsiedeln ein und legte am 15. September 1920 die heiligen Gelübde ab. Dabei erhielt er den Ordensnamen Nikolaus von Flüe, ganz auf ihn, den urchigen Bauernsohn zugeschnitten. Am 14.

Fortsetzung auf Seite 740

Amtlicher Teil

Für die Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Laientheologen im kirchlichen Dienst

Die wachsende Bereitschaft theologisch ausgebildeter Laien für den kirchlichen Dienst und der immer grösser werdende Priestermangel veranlassten Priesterräte und Ordinariate, sich intensiv mit der Integration der Laientheologen in den Dienst der Diözese zu befassen. Um einen person- und sachgerechten Einsatz der Laientheologen zu ermöglichen, erlassen *die Ordinariate von Basel, Chur und St. Gallen* folgende Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen und für die Erteilung der Missio. Einzelne Bestimmungen werden in den diözesanen Richtlinien noch näher umschrieben und auf die unterschiedlichen Verhältnisse der Bistümer angepasst werden. Die Richtlinien können bei den Ordinariaten bestellt werden.

Die Bischöflichen Ordinariate von Basel, Chur und St. Gallen

Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen

1. Begriffsumschreibung

Unter Laientheologen verstehen wir hier Laien (Männer und Frauen), die sich über ein abgeschlossenes theologisches Hochschulstudium mit der notwendigen pastoralen Ausbildung ausweisen können und hauptamtlich im Dienst der Kirche stehen. Sie können auf Grund ihrer Ausbildung eingesetzt werden für alle seelsorglichen Dienste, die nicht eine höhere Weihe zur Voraussetzung haben.

2. Funktionen

Laientheologen können vor allem in folgenden Funktionen ihren Dienst ausüben, soweit es die rechtlichen Bestimmungen zulassen:

2.1 Liturgie
- — Wortgottesdienst, Predigt und Kommunionspendung
- — Mitwirkung bei anderen Gottesdiensten

2.2 Erwachsenenbildung
2.3 Schulkatechese
2.4 Lehre und Forschung
2.5 Schüler- und Jugendseelsorge
2.6 Ehe- und Familienseelsorge
2.7 Verkündigung durch Massenmedien
2.8 Einzelseelsorge
2.9 Hausbesuche
2.10 Differentialseelsorge (Arbeiter, Akademiker, Betagte, Kranke usw.)
2.11 Ausländerseelsorge
2.12 Ökumene
2.13 Planung und Koordination

Die verschiedenen Funktionen sollen in gemeinsamer Aussprache aller hauptamtlich in der Seelsorge Tätigen aufgeteilt und festgelegt werden.

3. Wahlvoraussetzungen

3.1 Studienabschluss einer theologischen Hochschule

3.2 Missio (vom Bischof erteilte Amtsbefugnis gemäss eigenen Richtlinien)

3.3 Koordination mit der diözesanen Planung unter Absprache mit dem Leiter des Personalamtes

Empfohlen wird eine provisorische Anstellung von einem Jahr. Die Missio ist auch für diese Zeit erforderlich.

4. Anstellung

In jedem einzelnen Fall ist vor Beginn des Arbeitsverhältnisses die Anstellungsbehörde (Kirchgemeinde, kirchliche Institutionen, Verbände usw.) zu bezeichnen. Diese hat Arbeitsplatzbeschrieb und Pflichtenheft zu erstellen.

5. Rechte und Pflichten des Arbeitgebers und Arbeitnehmers

Rechte und Pflichten sind aus dem Modell für den Anstellungsvertrag ersichtlich. Der Aufgabenbereich soll so bemessen werden, dass er innerhalb einer zumutbaren Arbeitszeit bewältigt werden kann.

Die Laientheologen sollen gemäss ihren Funktionen in die ihnen entsprechenden Führungs- und Beratungsgremien integriert werden (z. B. Pfarreiseelsorgeteam, Pfarreirat, Kapitel, Seelsorgeräte usw.).

6. Lohn und Sozialleistungen

Lohn und Sozialleistungen sind zu regeln wie für Lehrer mit vergleichbarer Ausbildung in verantwortbarer Relation zur Besoldung der Priester in den entsprechenden Kirchgemeinden respektive Regionen, unter Berücksichtigung des Einsatzbereiches. Das Bischöfliche Ordinariat steht für die Beratung im Sinne der Koordination zur Verfügung.

7. Weiterbildung

Die berufliche Weiterbildung liegt im Interesse der Arbeit und ist im Vertrag festzulegen.

Vom Bischof erteilte Amtsbefugnis (Missio) für Laientheologen

1. Die Missio für Laientheologen

Die Missio ist Auftrag und zugleich Bestätigung der Zuständigkeit zur Seelsorgearbeit. Sie gehört wesentlich zur *Rechtsgrundlage* der selbständigen Verantwortung des Laientheologen innerhalb des durch den konkreten Anstellungsvertrag umschriebenen Dienstes. Ihre Erteilung soll zudem dem Bischof und seinen Mitarbeitern die Übersicht und die Koordination in der Seelsorgeplanung der Diözese ermöglichen.

1.1 Die Missio für Laientheologen ist die den Laientheologen durch den Bischof erteilte Sendung und Amtsbefugnis für alle seelsorglichen Dienste, die nicht eine höhere Weihe zur Voraussetzung haben.

1.2 Sie kann jenen Laientheologen erteilt werden, die die Voraussetzungen erfüllen, wie sie in Ziff. 2.2 genannt sind. Der konkrete Dienst wird durch den Anstellungsvertrag umschrieben (gem. Ziff. 4 der «Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen»).

1.3 Die vom Diözesanbischof erteilte Missio ist nur für das Gebiet der Diözese gültig.

1.4 In der Regel wird die Missio den Laientheologen innerhalb einer liturgischen Feier erteilt und anschliessend schriftlich bestätigt.

1.5 Durch die Anstellung werden die Laientheologen, denen vom Bischof ein Seelsorgemandat übertragen wurde, Glieder der Gemeinschaft der Seelsorger. Sie sollen gemäss ihren Funktionen in die ihnen entsprechenden Führungs- und Beratungsgremien integriert werden.

1.6 Der Bischof kann die Missio aus schwerwiegenden Gründen nur widerrufen, wenn er mit dem Betroffenen und den Vorgesetzten ein Gespräch geführt hat. Der Betroffene kann an die neutrale Schlichtungskommission appellieren.

1.7 Die konkrete Anstellung impliziert noch nicht die Missio (vgl. Ziff. 3 der «Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen»).

2. Voraussetzungen des Bewerbers für die Missio

2.1 Der Laientheologe, der sich nach persönlicher Überprüfung als geeignet erachtet und bereit ist zum kirchlichen Dienst, bewirbt sich beim Bischof um die Missio.

2.2 Der Bewerber hat sich auszuweisen über:
- — Studienabschluss einer theologischen Hochschule
- — Pastoralausbildung und Pastoralpraktika, die in den einzelnen Diözesen näher umschrieben sind
- — Referenzen von Seelsorgern oder Verantwortlichen der Ausbildung oder von Behörden des Praktikumsortes

— Bereitschaft zum Einsatz in Zusammenarbeit mit dem diözesanen Personalamt
— Bereitschaft zur berufsbegleitenden Fortbildung (vgl. «Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen», Ziff. 7).

2.3 Wünschenswert ist schon während der Ausbildungszeit der Kontakt mit den Verantwortlichen der Diözese (Bischof, Leiter des Personalamtes, Regens). Eine gewisse Führung, Begleitung und Beratung durch diese Verantwortlichen sollen nicht nur der besseren gegenseitigen Kenntnis und der Studienberatung dienen, sondern auch der Einübung in die Nachfolge Christi und in den Dienst an der konkreten kirchlichen Gemeinschaft durch Gebet, Studium, Lebensgestaltung und geistliches Gespräch.

2.4 Es wird den Laientheologen empfohlen, einen Teil des Studiums an der theologischen Hochschule in der eigenen Diözese zu absolvieren und eine gewisse Zeit im Diözesanseminar zu verbringen. Der Kontakt der Theologiestudenten untereinander und die Zusammenarbeit in Gruppen helfen, die künftige Teamarbeit in der Seelsorge vorzubereiten.

(Für das Bistum St. Gallen ist dieser Abschnitt sinngemäss zu interpretieren.)

Bistum Chur

Wahlen und Ernennungen

Johann Bernard Birkner, bisher Spiritual im Priesterseminar Mainz, wurde zum Pfarrer von Zürich/St. Martin gewählt. Amtsantritt erst im Frühling 1973.

Als neuer Präsident des «Schweiz. Kath. Bibelwerk — Diözesanverband Chur» wurde, an Stelle des zurückgetretenen Dr. Josef Bommer, *Gion Marzin Pelican* in Siat ernannt. Der neue Präsident tritt am 1. Dezember 1972 in Funktion.

Kollektenverzeichnis 1971/72

Das offizielle Kollektenverzeichnis des Bistums Chur 1971/72 ist im Druck und wird demnächst allen Pfarrämtern und Kaplaneien zugestellt.

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle *Cazis* wird hiemit zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bis zum 15. Dezember 1972 melden bei der Personalkommission, Bischöfliches Ordinariat, 7000 Chur.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Westschweizerischer Sekretär der Päpstlichen Missionswerke

Die Bischöfe der Westschweiz ernennen Abbé *Denis Clerc* zum westschweizerischen Sekretär der Päpstlichen Missionswerke. Abbé Denis Clerc bleibt vorläufig noch Pfarrektor von St-Nicolas (Vauseyon) in Neuenburg.

Ernennung

Bischof Dr. Pierre Mamie ernennt Abbé *Saturnino Yanguas,* Priester aus dem Bistum Pamplona (Spanien) zum Hilfspriester in der Pfarrei Notre-Dame, Lausanne.

Vom Herrn abberufen

Fortsetzung von Seite 738

Juni 1924 wurde er vom Churer Diözesanbischof Georgius Schmid zum Priester geweiht.

Die spätere Wirksamkeit von P. Nikolaus bewegte sich im Rahmen des Seelsorgers, Lehrers und Statthalters. Zuerst wurde er im Oktober 1924 als Kaplan nach Freienbach berufen. Wenn er auch nur drei Jahre lang in Freienbach Kaplan war, so blieb er doch während seines ganzen Priesterlebens in erster Linie Seelsorger. Eine Volksmission in einer Bauerngemeinde bedeutete für ihn mitten in seiner aufreibenden Tätigkeit als Statthalter eine Erholung. Er predigte gerne, und seine ruhigen, überlegten, kernigen Worte wurden gerne gehört. Er wollte nicht originell wirken, sondern vor allem verstanden werden. Das Kloster Einsiedeln hatte 1925 die landwirtschaftliche Schule in Pfäffikon eröffnet. Im Hinblick auf dieses Pionierwerk wurde P. Nikolaus 1927 zum Studium der Agronomie an die ETH nach Zürich gesandt. Am 20. Juli 1931 schloss er seine Studien als Ingenieur-Agronom ab. Während vier Jahrzehnten unterrichtete P. Nikolaus an der landwirtschaftlichen Schule in Pfäffikon (1929—1969).

Mehr noch setzte er sich für die Verwaltung der Klostergüter ein. 1937 wurde er Vize-Statthalter, 1942 Stifts-Statthalter. Seine Arbeitsweise war wohlgeregelt: am Morgen war er auf der Statthalterei und besorgte die Büroarbeiten, am Nachmittag ging er hinaus zu den Knechten und Pächtern. Mit diesen, wie überhaupt mit der ganzen Bevölkerung, pflegte er viele wertvolle Kontakte. Er hat für die Modernisierung der Pachthöfe und in sozialer Hinsicht viel getan. Die Renovation der Klosterfront in Einsiedeln erweiterte seinen Aufgabenkreis ganz beträchtlich. Es galt, den schwierigen Transport der Baumaterialien und des Bauschuttes zu organisieren, und dann war er bei den nicht weniger schwierigen Verhandlungen über die Gestaltung dieser Renovation stärkstens beteiligt. Wie konnte er nur soviele Arbeiten bewältigen und sich zugleich so intensiv für das Seelenheil seiner Mitmenschen einsetzen? Er ging ruhig und gelassen an sein Tagewerk und konnte sich dabei auf sein fabelhaftes Gedächtnis verlassen. Doch die vielen Arbeiten zehrten an seinen Kräften, so dass er 1962 einen gefährlichen Herzinfarkt erlitt.

Noch waren ihm dank seines Lebenswillens zehn Jahre geschenkt. Er reifte in Gebet, Betrachtung und Dienst an den Mitmenschen der letzten Vollendung seines segensreichen Priesterlebens entgegen, zu der ihn der Herr so rasch gerufen hat. *Joachim Salzgeber*

Leo Buck, Kaplan, Hergiswald

Am 27. September 1972 hat man bei der Wallfahrtskirche Hergiswald, der er 21 Jahre lang gedient hat, Kaplan Leo Buck zu Grabe getragen. Leo Buck wurde am 13. Mai 1900 in Hochdorf geboren als Sohn des Bankbeamten Jost Buck und der Marie geb. Fessler. Mit seinen 5 Geschwistern wuchs Leo in Hochdorf auf. Hier hat er die Primar- und Sekundarschule besucht. Die Mittelschule durchlief er im Benediktiner-Kloster Engelberg und beschloss sie im Jahre 1922 mit der Matura. Von 1922 bis 1926 bereitete er sich geistig und wissenschaftlich auf das Priestertum vor und empfing am 11. Juli 1926 in der Hofkirche Luzern durch Bischof Josephus Ambühl, den ehemaligen Pfarrer von Kriens, die Priesterweihe. Am 25. Juli feierte er in seiner Heimatkirche Hochdorf seine Primiz. Der Neupriester wirkte 3 Jahre als Vikar in Wahlen BE. 1929 übernahm er die Verantwortung des Pfarrers in der gleichen Gemeinde. Nach 10 Jahren siedelte Pfarrer Buck in die Kaplanei nach Hellbühl LU über, wo ihn ein neues Wirkungsfeld erwartete. Seit dem 1. Februar 1951 betreute er die Wallfahrtskirche Hergiswald. Lange Zeit unterrichtete er auch im Schulhaus Obernau und betreute bis zu seinem Tod noch Kranke im Gebiet Obernau. Im Alter von 72 Jahren ist er am 24. September 1972 nach schmerz- und leidvollen Tagen gestorben.

Kaplan Buck als Priester und Menschen zu zeichnen, fällt nicht leicht. Hergiswald und Kaplan Buck gehörten zusammen. Die Jahrhunderte alte, kunstvolle Wallfahrtskirche, etwas verträumt, dem pulsierenden Leben durch schützenden Wald entrückt, hatte in ihm einen Kaplan, der seine Kirche liebte. Das meine ich in einem zweifachen Sinne. Er liebte und umsorgte die ihm anvertraute Wallfahrtskirche von der kleinen und unscheinbaren Arbeit bis zum Gottesdienst. Dabei stand ihm seine Haushälterin Fräulein Martha Schmidlin selbstverständlich zur Seite. Kaplan Buck pflegte aber seine Marien-Kirche nicht bloss äusserlich, sie war ihm echter Wallfahrtsort, Ort des Gebetes zur Gottesmutter, die er persönlich sehr verehrte, und das Marienlied wurde hier noch gepflegt. Kaplan Buck liebte aber auch die katholische Kirche, der er als Priester diente, die sich der Tradition verpflichtet weiss. Sein Verharren beim geliebten Alten mag seiner gewissenhaften, eher ängstlichen Art entsprungen sein, alles so zu tun, wie er es einst in guten Treuen gelernt hatte. Damit war er der überzeugte, priesterliche Vertreter eines Anliegens, das seine Berechtigung hat und der gewollten und notwendigen Vielfalt liturgischen Gottesdienstes Rechnung trägt. Das brachte ihm nahe und ferne Freunde.

Der Mensch Leo Buck war in seiner Art ein Original. Originale aber pflegen nicht in vorgegebene Rahmen zu passen, haben eben ihre Eigenarten und Eigenheiten, an denen sich viele freuen und sich andere stossen. Am Todestag habe ich in der Kaplanei eine Foto gesehen, die Leo mit seiner Mandoline zeigte. Sie schien mir, neben vielen andern, für Kaplan Buck bezeichnend zu sein. Denn Leo war ein froher Mensch. Humor und Frohmut gehörten zu seinem Naturell, und sie haben ihn bis auf das Sterbebett nicht verlassen. Sie haben ihm wohl auch geholfen, Schweres zu vergessen und zu verzeihen, das auch seinem Leben nicht erspart blieb.

Auch zu einem lückenhaften Bild von Kaplan Leo Buck gehört seine sprichwörtliche Gast-

In eigener Sache

Zum Adventsopfer für die Universität Freiburg

Letzte Woche erhielten die Pfarrämter der deutschsprachigen Schweiz einen zweiseitig bedruckten Aufruf, der den Titel trägt: «Ist das Opfer für die Universität Freiburg noch gerechtfertigt?» Darin wird die Berechtigung des Adventsopfers der Schweizer Katholiken auf Grund gewisser Vorkommnisse in Freiburg, die wir hier nicht eigens erwähnen müssen, in Frage gestellt. Die «Überlegungen zum kommenden Universitätsopfer» sind unterzeichnet von den Pfarrern Christian Janka (Arosa), Viktor Schenker (Pfäfers) und Anton Schraner (Andeer). In der Vorbemerkung heisst es, dass die Unterzeichner ihre Ausführungen als «Leserbrief» in der SKZ veröffentlichen wollten. Dort sei er aber nicht aufgenommen worden.

Weshalb hat die Redaktion diesen Leserbrief nicht aufgenommen? Dazu folgendes. Die SKZ ist seit 1968 offizielles Organ der deutschsprachigen Bistümer der Schweiz. Sie steht deshalb auch im besondern Dienst dieser Ordinariate. Nun sind die schweizerischen Bischöfe am Universitätsopfer wesentlich engagiert. Darum konnten und wollten wir die Überlegungen der drei Initianten auch als Leserbrief im offiziellen kirchlichen Organ nicht veröffentlichen, ohne zuerst die Meinung der verantwortlichen Oberhirten eingeholt zu haben. Wir wandten uns deshalb an den Präsidenten der Schweizerischen Bischofskonferenz, Bischof Nestor Adam von Sitten. Er riet uns ab, im gegenwärtigen Zeitpunkt, den Leserbrief in der SKZ zu veröffentlichen. In einem eigenen Schreiben ersuchte Bischof Adam Pfarrer Schraner dringlich, von einer Publikation abzusehen und begründete ausführlich seinen Standpunkt.

Damit war die Sache für uns entschieden. Im Interesse der historischen Wahrheit legen wir Wert darauf, den Standpunkt der Redaktion darzulegen, damit unsere Leser wissen, weshalb wir den Leserbrief, den uns Pfarrer Schraner zugestellt hatte, zurückgesandt haben.

Die Redaktion

---

freundschaft. Sein Forellenteich war weit über die Grenzen von Hergiswald hinaus bekannt. Seine Gastfreundschaft entsprang nicht blosser Gesellschaftlichkeit; sie war Ausdruck einer grossen, innern Güte. Auch diese gehörte zur Eigenart des Menschen Leo Buck. Im fürbittenden Gebet wollen wir Kaplan Leo Buck der Güte Gottes anvertrauen und dem Herrn für alles Gute danken, das er durch diesen Priester an so vielen Menschen gewirkt hat.

Johann Amrein

Neue Bücher

Siegmund, Georg: Die Natur der menschlichen Sexualität. 2. Auflage, Würzburg, Verlag Naumann, 1972, 304 Seiten.

Das Buch gibt nicht ganz das, was der Titel erwarten lässt. Wohl steht eine richtige und klare Auffassung von der Natur der menschlichen Sexualität den Ausführungen des Buches von Anfang bis zum Schluss zugrunde. Dieser Begriff wird aber nicht ausgeführt. Das Buch ist in erster Linie ein imponierender und realistischer Lagebericht über die sexuellen Verhältnisse und Zustände in der Gegenwart. Auf Grund der Abstützung auf Tatsachen und sorgfältiger Dokumentationen erscheint der Bericht zuverlässig und wahr. Gerade deshalb muss das entworfene düstere Bild uns erschüttern und nachdenklich machen. — Das erste Kapitel, überschrieben mit «Natur der menschlichen Sexualität», zeigt mehr die heutige Verkehrung der Natur und der Norm, die Herauslösung des Sexus aus der Gesamtstruktur des Menschen und seine daraus folgende Verwilderung. Das zweite Kapitel «Triebformung» geht auf die Triebausuferung der Onanie ein. Das dritte Kapitel «Liebe und Liebe» zeigt, wieviel Missbrauch mit dem Wort Liebe getrieben wird, redet auch von Schisma zwischen Ehe und Liebe. Im vierten Kapitel «Abtreibung heute» beweist der Verfasser eindrücklich und überzeugend die Natur- und Rechtswidrigkeit, die Grausamkeit und die schlimmen Folgen des Würgegriffes auf das keimende menschliche Leben. Was er da ausführt, müsste heute in die breiteste Öffentlichkeit getragen werden. Das fünfte Kapitel erörtert das Problem der geschlechtlichen Aufklärung. Wo, wie und von wem soll aufgeklärt werden? Der Verfasser geht ein auf die heute so aktuelle, von den einen leidenschaftlich verteidigte, von den andern eben so entschieden abgelehnte Zwangsaufklärung in der Schule. Das sechste Kapitel «Sexus und Gott» stellt die Geschlechtlichkeit in den Schöpfungsplan, durch welchen ihr auch der gottgewollte Entfaltungsrahmen gespannt ist. Das letzte Kapitel ist eine sehr gute Abhandlung über die Homosexualität. Homophilie wird heute als legitime Ausformung der Sexualnatur verteidigt. Demgegenüber beweist der Verfasser ihre Naturwidrigkeit. Er geht dem Problem aber auch geschichtlich, vor allem literargeschichtlich, nach. — Das Buch kann als Werkzeug im Kampf gegen die sexuelle Verwilderung der Gegenwart ausgezeichnete Dienste leisten.

Josef Röösli

Tibbe, Trudi und Johann: Leben an der Grenze des Todes. 2. Auflage, 4133 Neukirchen-Vluyn, Neukirchener Verlag, 1972, 32 Seiten.

Die Frau eines evangelischen Bündner Pfarrers schreibt auf wenigen Seiten, wie sie als mit dem sicheren Tod Gezeichnete dem Rest ihres Lebens einen Sinn zu geben versuchte. Man beachte: es geht nicht um die Bereitung des Sterbens, sondern um ein sinnvolles Leben bis an die Grenze des Todes. Eindrücklich ist es, wie sie den Scheintrost der Lüge über ihren Zustand von sich weist. Ihr Mann schreibt das Vorwort und fügt zwei Predigten an, die um das gleiche Thema kreisen. Die Zeilen können Gesunden wie Kranken hilfreich sein.

Karl Schuler

Scholl, Norbert: Katechese vor dem Anspruch der Zukunft. Zur gegenwärtigen und zukünftigen religiösen Unterweisung. Schriften zur Katechetik, Band 14. München, Kösel-Verlag, 1970, 157 Seiten.

Es gibt heute sehr viele Bücher über neuzeitliche Katechese. Die meisten davon langweilen mich! Sie bieten so eine Art Lebenskunde an und beschränken das Glaubensgut auf ein Minimum. Die Religionsstunde darf die Quelle des Glaubens, die Bibel, nicht vernachlässigen, sonst fehlt das Fundament. Norbert Scholl sieht im Religionsunterricht eine Ausrichtung nach vorn, auf den *Gott vor uns* und will so das Getroffensein von hinten (von der Geschichte) verbinden mit dem Betroffensein, das vor uns liegt. Daher muss Katechese eingebettet werden in das Milieu des Betreffenden, sonst kann sie nicht fruchtbar werden und kann nie zu einem Leben aus dem Glauben führen. Das Buch gibt für den Unterricht eine Fülle von Anregungen. Viele Problemkreise werden sauber durchdacht und regen zu eigenem Nachdenken und Suchen an. Die Arbeit von Scholl kann nur empfohlen werden. Sie gibt bei sorgfältigem Studium jedem Leser einen guten und kritischen Einblick in heutige Problemkreise und zeigt gangbare Wege auf.

Margit Gensch

Kurz, Paul Konrad: Über moderne Literatur III. Standorte und Deutungen. Frankfurt a. M.:

Wegen des Festes der Unbefleckten Empfängnis Mariens am 8. Dezember muss die SKZ bereits am Montag, 4. Dezember 1972, in der Druckerei fertiggestellt werden. An jenem Morgen können nur kurze Einsendungen dringender Natur aufgenommen werden. (Red.)

«Schweizerische Kirchenzeitung»
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag.

Redaktion:
Hauptredaktor: Dr. Joh. Bapt. Villiger, Prof., St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern
Telefon (041) 22 78 20.
Mitredaktoren: Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Tel. 081 - 22 23 12
Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon (071) 22 20 96.

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch die Redaktion gestattet.

Eigentümer und Verlag:
Grafische Anstalt und Verlag Raeber AG, Frankenstrasse 7–9, 6002 Luzern,
Telefon (041) 22 74 22 / 3 / 4,
Postkonto 60 - 162 01.

Abonnementspreise:
Schweiz:
jährlich Fr. 45.—, halbjährlich Fr. 24.—.
Ausland:
jährlich Fr. 53.—, halbjährlich Fr. 28.—.
Einzelnummer Fr. 1.30.

Bitte zu beachten:

Für Abonnemente, Adressänderungen, Nachbestellung fehlender Nummern und ähnliche Fragen: Verlag Raeber AG, Administration der Schweizerischen Kirchenzeitung, Frankenstrasse 7–9, 6002 Luzern, Tel. (041) 22 74 22.

Für sämtliche Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare: Redaktion der Schweizerischen Kirchenzeitung, St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern, Telefon (041) 22 78 20.

Redaktionsschluss: Samstag 12.00 Uhr.

Für Inserate: Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern,
Telefon (041) 24 22 77.
Schluss der Inseratenannahme:
Montag 12.00 Uhr.

Knecht-Verlag 1971. 280 Seiten. Leinen DM 23.—.
Moderne Kunst bedarf der Einführung, der Erklärung. P. K. Kurz gehört zu den begabten Deutern und Erhellern moderner Dichtung. Seinen zwei ersten Interpretationsbänden fügte der Münchner Jesuitenpater und Literaturprofessor einen dritten hinzu, darin er Böll und Dürrenmatt sowie Werke von Grass und Johnson, das Bild Jesu und des Priesters im modernen Roman, Beat-, Pop- und Underground-Literatur darstellt. Viel Wissen ist eingearbeitet, sprachlich gekonnt und gefeilt. Was den Aufsatz «Warum ist die christliche Literatur zu Ende?» betrifft, der «christliche Literatur» zu sehr nur als Epochenbegriff erfasst und somit um 1950/60 enden lässt, möchte ich doch auf eine Äusserung von Albrecht Goes (Brief vom 4. Januar 1972) hinweisen: Die Problematik ist da, muss gesehen werden, «aber das ist zu rasch fixiert». Der Schlussatz von P. K. Kurz («die etikettierte ‚christliche Literatur' ist am Ende. Die Christen sind noch lange nicht am Ende»/150) lässt indessen die notwendige Ergänzung ahnen: Solange es Christen gibt, die Dichter sind, und Dichter, die Christen sind, gibt es christliche Literatur. *Bruno Scherer*

Eingegangene Bücher

Einzelbesprechung erfolgt nach Möglichkeit.

Blank Josef / Kasper Walter / Machovec Milan / Zahrnt Heinz: Gottfrage und moderner Atheismus. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1972, 104 Seiten.

Feifel, Erich: Erwachsenenbildung. Glaubenssinn und theologischer Lernprozess. Reihe Unterweisen und Verkünden, Religionspädagogik — Theorie und Praxis Band 21, herausgegeben von Günter Stachel. Zürich, Benziger-Verlag, 1972, 215 Seiten.

Jesus N., Biblische Verfremdungen. Experimente junger Schriftsteller. Herausgegeben von Anton Grabner-Haider. Zürich, Benziger-Verlag, 1972, 182 Seiten.

Hainz, Josef: Ekklesia. Strukturen paulinischer Gemeinde-Theologie und Gemeinde-Ordnung. Münchener Universitäts-Schriften. Katholisch-Theologische Fakultät. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1972, 400 Seiten.

Kirchen im Konflikt. Auseinandersetzungen im südlichen Afrika. Missionsjahrbuch der Schweiz 1972, herausgegeben vom Schweiz. Kathol. Missionsrat Freiburg und Schweiz. Reformierten Missionsrat Basel. Freiburg 2, Postfach 50, Schweiz. Kathol. Missionsrat, 1972, 128 Seiten.

Offele, Wolfgang: Emanzipation und Religionspädagogik. Unterweisen und Verkünden — Theorie und Praxis Band 20, herausgegeben von Günter Stachel. Zürich, Benziger-Verlag, 1972, 123 Seiten.

Suttner Ernst Chr.: Busse und Beichte. Drittes Regensburger Ökumenisches Symposion. Herausgegeben im Auftrag der Ökumenischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz von Ernst Chr. Suttner. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1972, 118 Seiten.

Engeler, Wilfried: Strafvollzug in den USA. Das pennsylvanische System. Neue Konzepte des Bureau of Prisons. St. Galler Schriften zur Strafreform Band 2. Zürich, Flamberg-Verlag, 1972, 75 Seiten.

Stüttler, J. A.: Christentum und Erziehung. Der Christ in der Welt. Eine Enzyklopädie, herausgegeben von Johannes Hirschmann. XIII. Reihe Christentum und Kultur 3. Band. Stein am Rhein, Christiana-Verlag, 1972, 109 Seiten.

Kurse und Tagungen

Was bleibt vom Alten Bund?

Offene Tagung in den Räumen der Paulus-Akademie Zürich, Sonntag, 10. Dezember 1972, 9.00—16.30 Uhr. Drei Vorträge von Dr. *Hans Urs von Balthasar,* Basel: 1. Die Grundstrukturen Israels; 2. Der Alte Bund im Neuen; 3. Israels Dynamik heute.
Anmeldung bis Dienstag, 5. Dezember 1972, an Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 *Zürich-Witikon,* Telefon 01 - 53 34 00.

Mitarbeiter dieser Nummer

Lic. theol. Johann Amrein, Dekan, Pfarrer zu St. Gallus, 6010 Kriens

Dr. theol. Peter Bachmann, Religionslehrer, Rümelbachstrasse 40, 8153 Rümlang ZH

Dr. Jakob Baumgartner SMB., Universitätsprofessor, Torry 1, 1700 Freiburg

Dr. Walter Heim SMB., Missionshaus Bethlehem, 6405 Immensee SZ

Dr. P. Joachim Salzgeber OSB, Stift, 8840 Einsiedeln

DDr. Edgar Schorer, 7 rue Faucigny, 1700 Freiburg

Dr. Clemens Thoma, Professor, Abendweg 22, 6006 Luzern

NEUANFERTIGUNGEN UND RENOVATIONEN KIRCHLICHER KULTUSGERÄTE + GEFÄSSE, TABERNAKEL + FIGUREN
JOSEF TANNHEIMER
KIRCHENGOLDSCHMIED
ST. GALLEN - BEIM DOM
TELEFON 071 - 22 22 29

Orgelbau
Armin Hauser
5314 Kleindöttingen AG
Tel. 056 45 34 90, Privat 056 45 32 46

Jugendferienlager
frei 1973
Flesch VS, Schulhaus, 80 Matratzen, frei ab 4. August 1973.
Aurigeno/Maggiatal TI: 67 Betten, frei ab 11. August 1973.
Mädchen bevorzugt.
Vermietung und Auskunft an Selbstkocher durch: W. Lustenberger, Schachenstrasse 16, 6010 Kriens, Telefon 041 - 45 19 71

Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten, und beziehen Sie sich bei allen Anfragen und Bestellungen auf die **Schweizerische Kirchenzeitung**

LIENERT KERZEN EINSIEDELN

Pullover
Feine, reinwollene, englische Qualität, hochgeschlossen oder Rollkragen. Ärmel lang. Die Pullis halten warm und tragen wenig auf. Farben: dunkel- und hellblau, hell- und mittelgrau, beige. Preise: Fr. 47.80 und Fr. 59.—.
ROOS 6003 Luzern
Frankenstr. 9, Tel. 041 - 22 03 88

Gesucht idealgesinnte **Tochter oder Frau** als selbständige
Pfarrköchin
in Pfarrhaushalt zu zwei Priestern in Zürich. Für Freizeitablösung und Mithilfe haben wir eine zweite Person. Geboten werden angenehmes Arbeitsverhältnis, zeitgemässer Lohn und geregelte Arbeitszeit.
Ihren Brief erwarten wir unter Chiffre OFA 820 Lz an Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern

Gesucht zu alleinstehendem, geistlichen Herrn frohmütige Tochter oder ältere Frau als
Haushälterin
Ländliche Gegend. — Haus baulich erneuert. — Leichte Stelle.
Offerten erbeten unter Chiffre OFA 822 Lz an Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern.

MÜLLER
Für Kerzen zu
Rudolf Müller AG
Tel. 071 · 75 15 24
9450 Altstätten SG

B. IMFELD KUNSTSCHMIEDE

6060 SARNEN **TEL. 041 66 55 01**

MODERNE GESTALTUNG UND AUSFÜHRUNG SAKRALER EINRICHTUNGEN UND GEGENSTÄNDE

Gesucht

Ferienvertretung auf der Bettmeralp

1. Juni bis 14. Juli und 15. August bis 15. Oktober
Wohnung im Pfarrhaus Tabor.

Gefälligst melden bei **Pfr. A. Zenzünen,** 3981 **Betten**

Die katholische Kirchgemeinde **Erstfeld** UR sucht auf **Frühjahr 1973** einen vollamtlichen

Katecheten oder Katechetin

für den Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe.

Weitere Mitarbeit (z. B. in der Jugendseelsorge) ist sehr erwünscht.

Wir bieten zeitgemässe Besoldung. Stellenantritt nach Übereinkunft.

Interessenten erhalten gerne weitere Auskünfte durch den Präsidenten der katholischen Kirchgemeinde, **Hans Baumann,** Höheweg 136, **6472 Erstfeld,** Telefon 044 - 5 13 47, oder durch das katholische Pfarramt, **Pfr. Bruno Frei, 6472 Erstfeld,** Telefon 044 - 5 13 18.

Katholische Kirchgemeinde eines Sportkurortes sucht einen

vollamtlichen Seelsorger für Gastarbeiter

Voraussetzung: Beherrschung der italienischen und spanischen Sprache.

Anfragen unter Chiffre OFA 819 Lz an Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern

Wir suchen eine idealgesinnte **Tochter oder Frau**

zur Mithilfe und Freizeitablösung

in ein katholisches Pfarrhaus zu zwei Priestern in Zürich.
Geboten werden angenehmes Arbeitsverhältnis, zeitgemässer Lohn und geregelte Freizeit.

Offerten erbeten unter Chiffre OFA 821 Lz an Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern.

Zu verkaufen

(Einmalige Gelegenheit!)

Drei Posten erstklassige Farbdias:

1. **Palästina — Libanon — Sinai**
ca. 1440 Stück in 14 Diaskästen

2. **Syrien — Kleinasien**
ca. 1490 Stück in 13 Diaskästen

3. **Griechenland — Kreta**
ca. 1130 Stück in 10 Diaskästen

Ferner 1 Projektionsapparat **Kodakmaster** (für kleine und grosse Säle) mit allem Zubehör; 1 Projektionsapparat **Liesegang** für das Heim, 1 **Perlleinwand** (125×125 cm) mit Stativ, 1 **Leuchtpfeil** (einmalige Spezialanfertigung) für kleine und grosse Säle.

Anfragen bei F. Zinniker, Luzern
Telefon 041 - 22 49 06

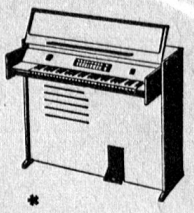
Weinhandlung

SCHULER & CIE

Aktiengesellschaft **Schwyz** und **Luzern**

Das Vertrauenshaus für Messweine und gute Tisch- und Flaschenweine, Tel. Schwyz 043 - 21 20 82 — Luzern 041 - 23 10 77

EL. KIRCHENORGELN BIETEN GROSSE VORTEILE



Preisklassen:

LIPP: Fr. 3 685.—* bis ca. 32 000.—
DEREUX: Fr. 12 900.— bis ca. 25 000.—

Verlangen Sie Dokumentationen und Referenzen!

LIPP + Dereux

bewähren sich immer mehr!

Generalvertreter und Bezugsquellen-Nachweis

PIANO-ECKENSTEIN BASEL 3

Leonhardsgraben 48 Tel.: (061) 25 77 88 P im Hof

Hemden

Grosse Auswahl an Hemden in bester Qualität:

Klassische Hemden in allen Grössen ab Fr. 24.80.

Modische Hemden in den Grössen bis Nummer 40 ab Fr. 19.80.

Krawatten
Lassen Sie sich eine Auswahl senden, Sie werden umgehend bedient.

ROOS 6003 Luzern

Frankenstrasse 9, Tel. 041 - 22 03 88

Advents- und Weihnachtszeit

Studientexte für das künftige **deutsche Messbuch,** Heft 3, Balacron orange, Altarausgabe

Preis für gd-Abonnenten: Fr. 18.80
Normalpreis Fr. 21.80

— **Lektionar** (Sonn- und Feiertage), Lesejahr B, Fr. 24.60
— Die Neuen Sonntagslesungen B/I (Advent—Pfingsten) Fr. 5.50

ARS PRO DEO
JAKOB STRÄSSLE
6006 LUZERN
Tel. 041 - 22 33 18

LEOBUCHHANDLUNG

Gallusstrasse 20 Telefon 071 / 22 29 17
9001 St. Gallen

Die grösste theologische Fachbuchhandlung der Schweiz.

Machen Sie sich unsere vielseitige Auswahl zu Ihrem Nutzen.

Krippenfiguren

Grosse Auswahl in Krippenfiguren (Grösse bis 120 cm), in gediegener, geschnitzter Ausführung.

Preisgünstig sind auch unsere bemalten Figuren aus Kunststein in 65 cm.

Grosses Sortiment an Heiligenfiguren in Grössen bis 100 cm.

Rickenbach

Spezialhaus für christliche Kunst
Klosterplatz Tel. 055 - 53 27 31
8840 Einsiedeln

St.-Niklaus-Artikel 1972

Wir führen neu in unserem Programm

17 erprobte Niklaus-Artikel

Verlangen Sie unsern Prospekt GRATIS!

ARS PRO DEO
JAKOB STRÄSSLE
6006 LUZERN
Tel. 041 - 22 33 18

TURMUHREN

Neuanlagen
in solider und erstklassiger Ausführung

Revisionen
sämtlicher Systeme

Serviceverträge
zu günstigen Bedingungen

UHRENFABRIK THUN-GWATT
Wittwer-Bär & Co., 3645 Gwatt, Tel. 033 / 2 89 86

Mäntel

Der höchst komfortable Mantel mit einknöpfbarem Wollfutter, ein Mantel für jede Saison ab Fr. 218.—.

Lassen Sie sich eine Auswahl senden.

ROOS 6003 Luzern
Frankenstr. 9, 041 - 22 03 88